

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin



62

- Interview mit Heinrich »Tiny« Stricker, dazu Rezensionen
- zu Büchern von Anke Jablinski, Ursula K. Le Guin, Nils
- Westerboer, Marianne Labisch & Kiran Ramakrishnan,
- Becky Chambers, Regina Schleheck und Herbert W.
- Franke

Impressum

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin
Ausgabe 62 – Februar 2026

Der REISSWOLF der p.machinery basiert auf einer Idee und Realisation von Ünver Hornung und Hans Tilp in den 1980er-Jahren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2026 p.machinery Michael Haitel

Titelbild: elvina1332 (Pixabay)
Layout & Umschlaggestaltung:
global:epropaganda
Lektorat & Korrektorat: Michael Haitel
Herstellung: Schaltungsdienst Lange oHG,
Berlin

Verlag: p.machinery Michael Haitel
Norderweg 31, 25887 Winnert
michael@haitel.de
www.pmachinery.de
www.reisswolf-magazin.de

ISSN: 2942-1837
ISBN: 978 3 95765 504 2

Im Schwung

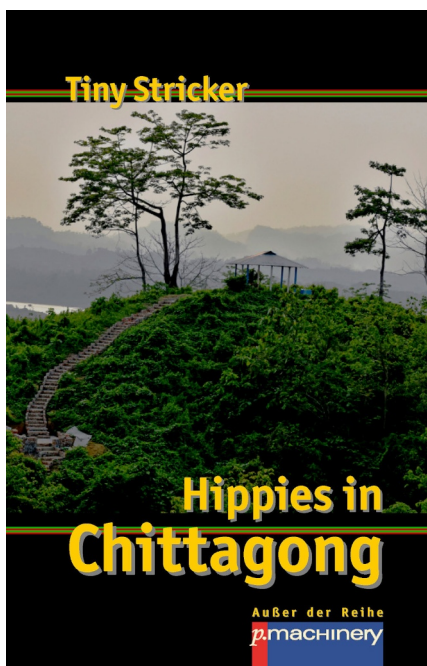
Im Augenblick flutscht es wieder, wie es den Anschein hat. Also bleiben wir im Schwung und setzen gleich zum nächsten »REISSWOLF« an. Wir ham's ja.

Michael Haitel
Winnert, 13. Februar 2026

Interview

»Wir waren am Nullpunkt, wobei das eine wichtige Erfahrung war«
Heinrich »Tiny« Stricker im Interview mit Katrin Hillgruber (Literaturportal Bayern) über sein neues Buch »Hippies in Chittagong«

Weil die Asiaten »Heinrich« schlecht aussprechen konnten, nannten sie den durchreisenden Hottie »Tiny« und schufen damit den Nom de plume eines Schriftstellers. 1970 debütierte der 1949 in Gundelfingen geborene Heinrich »Tiny« Stricker im Augsburger Maro-Verlag mit »Trip Generation«. Die Neuauflage dieses viel beachteten Debüts wurde zum ersten Band einer Werkausgabe, die Michael Haitel in seinem Verlag p.machinery im schleswig-holsteinischen Winnert herausbringt. Im Hauptberuf war Heinrich Stricker für das Goethe-Institut tätig, unter anderem in Manchester, in Sarajevo nach dem Bosnienkrieg sowie in Thessaloniki. Zum Gespräch über sein aktuelles Buch, das in Bangladeschs zweitgrößter Stadt Chittagong angesiedelt ist, traf sich der Autor mit Katrin Hillgruber unspektakulär in der Maxvorstadt.



Herr Stricker, »Hippies in Chittagong« ist das 14. Buch Ihrer Werkausgabe im Verlag p.machinery, die mit Ihrem literarischen Debüt »Trip Generation« aus dem Jahr 1970 beginnt. Hätten Sie damals gedacht, dass sich ein derartiger Marathon über 55 Jahre entwickeln würde?

Nein, obwohl ich von meiner Sache damals schon sehr überzeugt war, von dieser Hippie-Bewegung, von dieser Gegenkultur und den Erlebnissen, die ich hatte. Und ich dachte auch, dass ich literarisch einen anderen Ansatz gefunden hatte.

Ihr neues Buch setzt wie Marcel Prousts »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« mit einer *Mémoire involontaire* ein, den schwülen Tagen Ende Juni 2024 in Bayern. Sie lassen den Ich-Erzähler unwillkürlich

an die Tage vor dem Monsun in Chittagong denken. Wie kommt es, dass diese Erinnerungen an Orte, Früchte, bunte Stoffe oder ein Bad im Seerosenteich derart frisch und lebendig geblieben sind? Haben Sie auf Reisenotizen zurückgegriffen?

Ich habe keine Notizen aus der Zeit. Es kommt einerseits spontan, muss man sagen. Und ich bilde mir ein, dass das sogar mit zunehmendem Alter öfters vorkommt, diese Tagträume. Ich benutze höchstens Stimulanzen, hauptsächlich Musik aus der Zeit. An dem Buch habe ich vielleicht anderthalb Jahre gearbeitet, und mit der Zeit kommst du immer tiefer rein. Das ist ein automatischer Prozess. Natürlich ist die Erinnerung auch ein leicht fiktionales Element, du veränderst es schon ein bisschen dadurch. Es wird alles ein wenig fantastischer, als es wahrscheinlich war.

Bei der Lektüre tritt ein Fluidum ein, etwa wenn es heißt: »Wir hatten die Orientierung nach Wochen bereits verloren oder aufgegeben.« Oder der Ich-Erzähler erkennt nach seiner Ankunft in Kalkutta: »Ich sollte mich lieber wieder treiben lassen.« Das erscheint mir als ein Erzählprinzip.

Ja, ich habe schon versucht, einen Erzählmodus zu finden, der so ein bisschen dem Hippie-Dasein und dem Hippie-Gefühl entspricht: Diese Offenheit, diese assoziative, digressive Erzählweise, dieses Sich-Treiben-lassen.

Wie kam es zu Ihrem Debüt »Trip Generation« und überhaupt zu diesen frühen Aufbrüchen aus Ihrer Heimatstadt Gundelfingen und später aus München?

1968 habe ich einen Mercedes nach Persien überführt. Da musste ich sehr lange Zeit bei diesem persischen Kunden bleiben, in

einem Rohbau in Täbris, weil der Wagen aus meinem Pass ausgetragen werden musste. Das hat endlos gedauert. Ich glaube, weil der Anwalt Alkoholiker war. Und dann war ich sechs bis sieben Wochen bei diesem Iraner, ohne Persisch zu können. Das war ein sehr grundlegendes Erlebnis, weil das Haus praktisch ein Zelt war. Das einzige Möbelstück, an das ich mich erinnern kann, ist ein Teppich, auf dem alle saßen, auf dem sie gegessen und geschlafen haben. Das war für mich eine wichtige Erfahrung, das unmateri-alistische oder prämaterialistische Leben dieser Leute, ihr Zeitgefühl und die Natürlichkeit, mit der sie sich bewegten. Hinterher war ich noch eine Zeit lang in Teheran, in dem berühmten Hotel Amir Kabir, eine ganz wichtige Hippie-Adresse ...

... und Titel des vorangegangenen 13. Bandes der Werkausgabe, »Hotel Amir Kabir oder Die Wege der Hippies« aus dem Jahr 2023 ...

... genau. Dort habe ich die Hippie-Kultur live mitgekriegt, bin dann aber zurückgetrampt, weil ich zur Bundeswehr musste. Anschließend war ich eine Zeit lang bei der Bundesmarine in Glückstadt bei Hamburg, aber da haben sie mich zum Glück laufen lassen.

Hatten Sie sich gezielt für die Marine beworben?

Ich hatte mich für zehn Jahre beworben für ein Medizinstudien bei der Marine und anschließend den Dienst als Schiffsarzt. So hatte ich mir das mit achtzehn gedacht. Die Grundausbildung hat mir aber doch einiges gebracht. Nur war ich nicht schwindelfrei und es gab auch andere Probleme, sodass sie mich laufen ließen. Und dann habe ich angefangen, zu studie-

ren, in Erlangen. Es gab aber unglaubliche Konflikte mit meinen Eltern, wegen der langen Haare, der Kleidung, ich habe einen Parka getragen und hatte völlig andere Ansichten. Es gab endlose Auseinandersetzungen. Deshalb habe ich mich entschlossen abzuhausen. Sie haben mich hier in München im zweiten Semester bei einer Verwandten untergebracht, die schrecklich war. Und dann bin ich nachts ausgerückt mit dem Expresszug nach Istanbul. Ohne Nachricht, bis auf einen Zettel: »Bin verreist«. Und war dann lange Zeit unterwegs.

Wohin ging diese Reise?

Bis nach Istanbul und danach bin ich getrampt, weiter nach Teheran. Dort habe ich versucht, einen Job zu kriegen, das hat aber nicht geklappt. Dann sind wir über Pakistan nach Karachi. Wir wollten eigentlich nach Ceylon, aber da haben sie uns deportiert, weil wir kein Geld hatten. Und so bin ich aus purem Zufall nach Chittagong gekommen. Wir wollten natürlich wie alle anderen nach Kathmandu, haben es aber nicht geschafft.

Ich finde die Atmosphäre sehr schön geschildert, vor allem das permanente Warten in der Schwüle auf den Regen. Der Monsun wird dadurch zu einer eigenen Erzählinstanz.

So wie das Land und die Wetterverhältnisse, ich glaube, das ist schon ganz gut beobachtet. Man kann sich kaum fortbewegen, wenn der Monsun wirklich da ist. Chittagong wird zur Insel. Du bist praktisch im Meer, du schwimmst endlos im Meer. Das ist aber auch ein eigenes Gefühl, wenn man sich daran gewöhnt hat.

In Chittagong stößt der Ich-Erzähler überall auf Spuren der britischen Koloni-

almacht. Er findet eine Anstellung im Seamen's Welfare Institute, was sehr witzig geschildert ist, auch weil es dort eine heiß begehrte Dusche gibt. Hat diese Reiseerfahrung Ihr Interesse an der englischsprachigen Kultur und damit auch später am Studium der Anglistik geweckt?

Möglicherweise, ja. Ich war lange Zeit mit Engländern unterwegs, darunter mit Simon, einem Hochstapler, der behauptete, er sei der künftige Earl of Essex. Und der hat ausgiebig seine englischen Verhaltensweisen zelebriert. Er kam auch damit noch sehr gut durch, in diesem postkolonialen Ost-Pakistan, viele Leute waren sehr anglophil. Er hat schnell einen Job als Lehrkraft an einer Schule gekriegt. Für uns Hippies war er im Grunde ein wichtiger Mensch, der uns auch eine Zeit lang über Wasser gehalten hat. Wir waren ja praktisch am Nullpunkt, wobei das eine wichtige Erfahrung war – vielleicht auch am Nullpunkt der Literatur.

In unserer gegenwärtigen politischen Lage wirkt das wie eine ganz große Freiheit und ein Versprechen auf demokratische Verhältnisse in Ländern, in denen mittlerweile religiöser Fanatismus herrscht.

Es gab viele Einheimische, die bei der Hippie-Bewegung mitmachen wollten, aber es gab auch viele Reaktionäre in Pakistan, die gefährlich waren und gefürchtet, vor allem bei weiblichen Tramperinnen. Im Buch ist ja auch eine Episode, in der einer meint, ich hätte seine Frau angeschaut. Da bin ich schon mit der Kultur in Konflikt gekommen.

Trotz der Warmherzigkeit der Bengalen blitzen beim Ich-Erzähler Momente des Heimwehs auf, als er eine englische Aus-

gabe von Heinrich Heines »Lied von der Loreley« findet oder die Briefe seines Vaters als Poste Restante eintreffen. Wird man sich der eigenen Kultur tatsächlich am stärksten im Ausland bewusst?

Das stimmt. Also, dieser Nullpunkt, den man da erreicht, ist eine Bewusstwerdung von bestimmten Werten, die man schätzt. Und manche Dinge verherrlicht man geradezu. Gegenstände, die man sammelt, gewinnen einen riesigen Wert. Wir hatten als Bücher nur »Der König der Taschendiebe«, das wir zufällig an einem Bücherstand entdeckt hatten, und Tagores Gedichtsammlung »Gitanjali« auf Englisch. Ich glaube, ich hatte außerdem »Naked Lunch« dabei, aber das hat überhaupt nicht gepasst. Da war ich natürlich froh, dass ich zumindest die »Loreley« gefunden habe in der Bibliothek von Chittagong.

Einmal wird auch auf die Verbindung des Sanskrit zum Deutschen hingewiesen.

Das war in Indien schon eine interessante Erfahrung, dass es ganz viele Verbindungen gibt zwischen den indoeuropäischen Sprachen. Noch stärker in Persien: Dort sind viele Grundwörter ähnlich, die Wörter für Zahlen oder für die Familie wie »Tochter« und »dokhtar«. Das berührt einen sehr, dass wir auf eine ganz archaische Art verwandt sind.

Was ist als Nächstes von Tiny Stricker zu erwarten?

Ich habe diesen Hippie-Zyklus vorläufig abgeschlossen. Es handelt sich im engeren Sinne um eine Trilogie, bestehend aus »Ein Mercedes für Täbris«, »Hotel Amir Kabir« und »Hippies in Chittagong«. Aber die anderen Bücher haben sich dar-

um herum gerankt, wie »London Pop und frühe Liebe«. Nach Chittagong war ich bei einer Band, darüber habe ich auch ein Buch geschrieben, »Unterwegs nach Essaouira«. Aber dann kam der sogenannte »Abtörn«, als die Hippie-Bewegung ihren Niedergang erlebt hat. Nun habe ich einen Campus-Roman verfasst, der in England spielt. Ich habe schon mal so etwas Ähnliches geschrieben, »Spieler im Park«. Und jetzt folgt mit »Haltloses Dinner oder Die Campus-Tage« die Fortsetzung.

Das Interview ist am 24.12.2025 auf www.literaturportal-bayern.de/journal?task=lpbblog.default&id=4034 erschienen.

Und Bücher ...

Anke Jablinski

KLETTERMAX

Eine wahre Geschichte über Traumata und die Überwindung von Panikattacken

Außer der Reihe 103

p.machinery, Winnert, Dezember 2025, 254

Seiten, Paperback

ISBN 978 3 95765 486 1

p.machinery legt mit »Klettermax« Anke Jablinskis Autobiografie neu als Paperback und E-Book auf. Das Buch ist im Jahr 2011 als »Roman« – eine Bezeichnung, mit welcher die Autorin nicht glücklich gewesen ist – im Axel Dielmann Verlag erschienen. Als Untertitel haben die Verleger »Der Roman einer Aufwärtsbewegung« verwandt. Nicht gänzlich verkehrt, wobei sich die Ich-Erzählerin zwar oft auch aus brenzlichen Situationen nach oben be-



wegt, indem sie Klettern als Fluchtmodus, aber auch als Selbstkontrolle nutzt, aber auch nicht gänzlich richtig. Denn nach einem tiefen auch sozialen Fall handelt es sich bei dieser Geschichte neben dem lebendigen Porträt der wilden Siebziger- und Achtzigerjahre vor allem in West-Berlin auch um eine emotionale Vorwärtsbewegung, in welcher die Autorin nach und nach ihre ureigenen künstlerischen Fähigkeiten entdeckte und trotz zahlreicher Nackenschläge ein eigenes selbstbestimmtes Leben aufbaute.

Der Lebenslauf der 1962 in Berlin geborenen Anke Jablinski ist das grobe Muster, an dem sich »Klettermax« orientiert. Für eine Autobiografie wirkt diese Aussage widersprüchlich, aber es sind weniger die in

Autobiografien genannten wichtigen Momente, welche dieses Buch prägen, sondern die immer auf Augenhöhe vorgetragenen Erkenntnisse, die mit einer ungewöhnlichen Lebendigkeit, aber auch der in diesen Moment noch fehlenden und eine Lektüre unmöglich machenden Selbstkritik erzählt werden. Hier blickt kein älteres Ich auf die eigene Jugend und versucht, sie zu bewerten. An einer Stelle greift die Erzählerin zu einem Notizbuch und beginnt die zahlreichen Ereignisse niederzuschreiben. Und davon gibt es viele.

»Klettermax« spielt vor allem, aber nicht ausschließlich zwischen den Jahren, als sie das Carl-Friedrich-von-Siemens-Gymnasium kurz vor dem Abitur verlassen hat und dem Jahr 1985, als sie neben der ein wenig nach hinten verlagerten Gründung des eigenen T-Shirt-Labels AJ ab 1985 Zeichnungen, Kunstobjekte und Ölgemälde in Berlin, aber auch ihrer zweiten Heimat Malta – sie hat mehrere Bücher über Malta publiziert – ausgestellt hat.

Neben dem auf dem zweiten Bildungsweg nachgeholten Abitur hat Anke Jablinski als Schauspielerin beim Berliner Kindertheater, aber auch als Synchronsprecherin gearbeitet.

Anke Jablinski ist das zweite Kind – sie hat eine ältere Schwester namens Ute – von Dr. phil. Alfred Jablinski, der als Diplom Psychologe und Psychoanalytiker gearbeitet hat, und der Musiklehrerin Hildegard Jablinski. Der Zweite Weltkrieg wird noch einen langen Schatten über ihre Kindheit haben. Ihr Vater gehört zu den letzten Jahrgängen, die noch als Jugendliche gegen die Russen geworfen worden sind. Das Trauma des Krieges hat ihn nie

wirklich verlassen, es manifestiert sich in regelmäßigen Angstausschüben, Psychosen und manisch depressiven Phasen. Als Psychoanalytiker der eigene »Arzt« mit der Möglichkeit, sich auf nicht legalem Weg entsprechende Medikamente zu verschaffen, hat es nicht geholfen. Während die Mutter sowohl das medizinische Drama als auch die zahlreichen Affären ihres Mannes stoisch ertragen hat, suchten die Geschwister Ute und Anke unterschiedliche Wege, dem häuslichen Terror zu entkommen. Ute mehr nach innen, Anke mehr nach außen. Interessant ist, dass sich dieses Verhalten in späteren Jahren außerhalb des eigenen Elternhauses umdreht. Während Anke inneren Frieden und Ruhe sucht, wird Ute zu einem ständigen Vagabunden, die sich ins Rotlichtmilieu absetzt, schwere Drogen nimmt und nur phasenweise ein kurzer ruhender Pol in Ankes Leben sein kann, während Anke über die Musik und immer wieder das Klettern – vor allem auf Hausdächer – ihren inneren Frieden sucht.

Mit sechs Jahren entdeckte Anke das Klettern und die Indianer. Geronimo wird ihr Spitzname. Im Laufe ihrer Jugend wird sie sich auch die entsprechende Indianerkleidung aus Lederresten selbst fertigen. Erst sind es Bäume, die Schutz und gleichzeitig auch eine Fluchtmöglichkeit darstellen. Später die Dächer von Wohnblöcken. Manchmal hilft das Klettern auch, um den aggressiv und gewalttätig agierenden Vater und seinen Tränengasattacken zu entkommen. Später wird das Klettern wieder zu einer Möglichkeit, der nicht leichten Gegenwart mit einer mehr und mehr den Drogen verfallenden Schwestern, unterschied-

lichen Wohnungen und WGs, Attacken von Verrückten wie dem »Pfeifer« oder dem »Kampf« um die nächste vernünftige Nahrung zu entkommen.

Anke Jablinski nimmt kein Blatt vor den Mund. Zählt ein Leser ihre kriminellen Taten beginnend beim Mundraub in Supermärkten über Schallplattendiebstähle, Auftragsdiebstähle und schließlich Teile einer Musikanlage; dem Drogenhandeln über den Eigenkonsum hinaus; Heroin-konsument in kleinen Mengen und immer wieder auch Schwarzfahrern zusammen, dann kommt einiges zusammen. Trotzdem hat der Leser in dieser wunderbar ehrlichen, aber niemals sich selbst bemitleidenden Autobiografie an keiner Stelle den Eindruck, als suche Anke Jablinski nach Ausreden. Nicht selten sind diese kriminellen »Exzesse« im kleinkriminellen Milieu entweder zu Beginn Ausdruck/ Sehnsucht nach Frieden, den sie dank der Schallplatten verschiedener Künstler finden konnte oder später ein Mittel zum Zweck, um den alltäglichen Hunger zu stillen. Auch wenn sie immer wieder kleinere Jobs hatte, ist es nicht leicht, ohne einen Schulabschluss oder eine Ausbildung vernünftig bezahlte Arbeit zu finden.

Deutlich wird, dass Anke Jablinski kein Dummchen ist. Sie ist hochintelligent und sie ist hochsensibel. Aufgewachsen in einem verstörenden Umfeld – ihr Vater hätte eigentlich in die Klagsmühle gehört, aber wer hört schon auf Teenager, wenn es sich um einen zumindest auf dem Papier renommierten Psychoanalytiker handelt? – sucht sie nicht den einfachsten Weg, auch komplizierte Umwege sind nicht ihr Ding, sondern pragmatisch einen

roten Faden, der sie durch ein kompliziertes Leben bringt. Es gibt Abschnitte, in denen dieser rote Faden klar vor ihren Augen ist und sie auch die Möglichkeit ergreift, ihn aufrollen. Dann finden sich lange Passagen, insbesondere kurz vor ihrer Volljährigkeit – ein Hindernis bei der Jobsuche –, in denen dieser Faden fast gänzlich verschwunden ist. Nicht aufgrund ihrer Handlungen, denn meistens ist Anke Jablinski zumindest Reagieren gezwungen und kann weniger frei agieren, sondern ihres Umfelds; den Leuten, denen sie begegnet oder die immer wieder wie Ute in ihr Leben treten und nicht immer wirklich förderlich sind.

Natürlich gibt es in dieser Autobiografie auch Passagen, an denen der Leser vielleicht denken könnte, Arschbacken zusammenknäufen und einfach durch. Aber so einfach hinsichtlich ihrer eigenen Handlungen – es ist ja keine fiktive Geschichte, sondern die ältere Anke Jablinski versucht, das eigene Leben aufzuschreiben und nicht unbedingt zu analysieren oder im erweiterten Sinne zu verstehen – macht es die erlebte Vergangenheit eben nicht. Nicht selten ist es ihr Umfeld, das ihr das Leben schwer macht. Beginnend mit der Familie – passive Mutter, verstörender Vater – über die ersten Freunde in der alternativen Szene bis zu paranoiden Männern, die sie immer wieder heimsuchen, ohne dass sie wirklich etwas mit ihnen zu tun hat.

Auch wenn sie oft klettert und über ein Toilettenfenster sogar in das Konzert eines ihrer Idole – Pattie Smith – gelangt, nimmt es gar nicht so viel Raum ein, wie der Leser auf den ersten Augenblick

denkt. Klettern ist zugleich Flucht und Freiheit. Aber Klettern ist der finale Ausweg, während lange Passagen des Buches auf der Erde spielen, in Berlin der Siebziger- und Achtzigerjahre, das mit dem heutigen sich mondän gebenden Berlin so gut wie gar nichts zu tun hat.

Hier liegt ein weiterer faszinierender Aspekt des Buches. Es ist die Zeit der Anti-Establishment-Bewegung, dem Niedergang des Schauspielers und Kabarettisten Wolfgang Neuss, die Neue Deutsche Welle oder der Gründung von Bands wie Die Ärzte. Berlin als eingeschlossene Stadt bildete lange Zeit einen faszinierenden Kontrast aus ehemaligem Hauptstadtflair und nicht nur räumlich etablierter Gegenkultur, aus deren Erinnerungen Bücher wie »Wir Kinder vom Bahnhof Zoo« entstanden sind.

Dabei legt Anke Jablinski nicht mal so viel Wert auf den elitären Inselcharakter, umgeben von der DDR. Es wird nur eine Autoreise des Schreckens – Joints haben im sozialistischen Osten nichts zu suchen – beschrieben. Ansonsten geht es auf Klassenfahrt in den Süden Deutschlands, zu den Eltern mütterlicherseits mehrmals in das hanseatische und damit auch ver-snobte Hamburg; nach Amsterdam vom Drogenparadies bis zum Rotlichtviertel oder zweimal nach England, wo die Erzählerin zum ersten Mal echten Punks begegnete. Es ist kein Zufall, dass die sozialen Randgruppen sich aufgeschlossener und hilfsbereiter geben als es die liberale politische »Mitte« ist.

Es werden keine großen Ereignisse zelebriert und wenn nur aus der Perspektive der politischen Gegenbewegung. Und trotzdem ist dieses Berlin, beginnend mit

den Dacherstürmungen der Protagonisten, ausgesprochen lebendig. Es geht in die heute vergessenen Clubs; in die inzwischen aufgemotzten neuen In Viertel wie den Prenzlauer Berg oder Kreuzberg; zu den Konzerten von Bands, deren Namen eben die ältere Generation noch kennt und deren charismatischer Flair sie eher errahnen kann als die zu spät Geborenen. Die Faszination mit den früh Verstorbenen wie Morrison, Hendrix oder Janis Joplin.

Aus einem zumindest vordergründig durch die Ausbildung und Arbeit ihres Vaters gutbürgerlichen Milieu stammend, hat der Abstieg von Anke und Ute bedingt durch ihre verschiedenen Charaktere zwar unterschiedliche Auswirkungen, die Ursache mit einem verstörten, gewaltbereiten und psychisch vom Krieg gezeichneten Paranoiker sind bei den Geschwistern gleich. Schonungslos, vielleicht noch ein wenig zu optimistisch und emotional distanziert, beschreibt sie die verschiedenen Drogenphasen, die ihre Schwester und sie durchliefen. Alkohol und Zigaretten spielen dabei in Ankes Fall weniger eine Rolle. Kiffen, Joints und schließlich Heroin – in geringen Dosen, wie an einigen Stellen des Buches angemerkt wird – haben sie gepusht, aber auch niedergedrückt. Das Auf und Ab wird realistisch, aber weder vorwurfsvoll noch zu sentimental beschrieben. Dieser Pragmatismus ist weniger der Ausdruck einer Distanz zum jugendlichen eigenen Ich, sondern der Versuch, wirklich unglaublich viele Fakten, Informationen und Personen auf die Reihe zu bekommen, sie sachlich wie fair vor den Augen der Leser anzuordnen und die entsprechende Situationen abzuarbeiten.

Das erfordert an einigen Stellen sehr viel Geduld vom Leser, die aber durch den latent ironischen Erzählstil mit den Augen für Details belohnt wird.

Der Untertitel des Buches lautet ja »Eine wahre Geschichte über Traumata und die Überwindung von Panikattacken«. Das Eine bedingt in diesem Fall das Andere. Wobei auch hier keine kontinuierliche Entwicklung vom Abgrund, der in Form ihres Vaters die Schwestern anstarrt, bis ins »reale« selbstbestimmte Leben beschrieben wird. Es gibt immer wieder Auf und Abs. Manchmal denkt die Erzählerin, ihre Schwester Ute hat es schneller und besser gepackt, indem sie aus dem Mauerblümchen in der niederländischen Erotikszene zu einem »Star« geworden ist. Umgekehrt ist der Weg der Klettermax deutlich schwieriger; um mit ihrer Leidenschaft zu sprechen steiler wie gefährlicher. Auch bei ihr gibt es Rückschläge, aber die Kletterei hilft ihr in früher Jugend den Eltern zu entkommen und frei wie die Indianer in Berlins Hinterhöfen und wenigen Wälder zu leben, sowie später, die aus unterschiedlichen Gründen auf sie einprasselnden Panikattacken zu überwinden. Wie ihr hier beschriebenes Leben eine buchstäbliche Achterbahn ist, die sie räumlich nicht weit von ihren Wurzeln wegträgt, aber innerlich zu einem sich stetig mehr und mehr festigenden Menschen macht, erspart sie dem Leser Vorurteile gegenüber ihren Eltern. Natürlich kommt ihr Vater mit seiner krankhaften Exzentrik; seinem Hang zu eruptiver Gewalt und emotionaler Manipulation nicht gut weg. Alles andere wäre eine Überraschung. Aber sie zeigt auch, dass mit den

Jahren in ihm einen kranken Mann sieht und kein klassisches Ungeheuer, dass sich hinter seinen Neurosen nur versteckt und diese als Ausreden für ein gemeingefährliches Verhalten nutzt. Sie kann über ihren Vater nicht urteilen, wahrscheinlich lange Zeit sein Verhalten nicht einmal verurteilen, ohne beide Seite zu sehen. Dabei kommt es zu einer Reihe von tragischen, aber auch absurden Szenen. Wie das Austreiben von kleptomanischen Anfängen bei der englischen Austauschschülerin durch das Abspielen von Hitlers Reden auf Schallplatten.

Sport (erst in den Wäldern, dann im Verein und anschließend wieder auf den Dächern, welche dem Himmel über Berlin teilweise ausmachen) ist ihr Ventil, um das Geschehen zu relativieren, teilweise auch, um zu fliehen. Ob es final Zufall ist, dass sie ihre Begeisterung für das Freihandklettern entdeckt oder es das fehlende Puzzlestück ist, was sie auf dem Weg zu einer inneren Genesung benötigt, bleibt unausgesprochen. Es spielt auch keine Rolle. Im mittleren Abschnitt beginnt nicht nur Anke unbewusst, sondern der Leser fast süchtig nach der Gefahr – natürlich ihrer Gefahr – das Klettern zu vermissen, bis es schließlich gegen Ende dieser Geschichte – es ist ein vorläufiges Ende, da die Erzählerin ja noch lebt und inzwischen weitere Bücher veröffentlicht hat – wieder förmlich aus Anke und den Lesern ausbricht und einen breiteren, notwendigen Raum auch in Form des aktiven Fluchtkletterns wieder einnimmt.

»Klettermax« ist eines dieser seltenen, aber auch positiv gesprochen seltsamen Bücher, welche den Leser trotz des tragi-

schen und nicht einfachen Lebens ihrer Hauptperson nicht herunterzieht, nicht mit inzwischen in der Vergangenheit liegenden Problemen und fehlenden Lösungen überhäuft, sondern irgendwie auch eine optimistische Grundstimmung erzeugt. Die Erzählerin ist selbst in der dunkelsten Nacht überzeugt, dass es irgendwie weitergehen muss. Das zeigt sich immer wieder an verschiedenen Stellen des Buches. Es gibt kein schwarz oder weiß, sondern nur grau. Ihr erster echter Freund ist zartfühlend und drogensüchtig. Sie ist Mitglied seiner Band. Es ist berührend und tragisch zugleich, dass sein Tod zum Auflösen der Band und einem desaströsen Soloauftritt der Erzählerin ausgerechnet an ihrer eigenen Schule führt. Und den Mitschülern und Lehrern wollte sie es richtig zeigen. Aber auch diese Niederlage treibt sie mehr an, als dass es sie weiter runterzieht. Der Bau der ersten eigenen Gitarre mit dem Stehlen von Werkzeugen aus den Kellerräumen der Berliner Mehrfamilienhäuser steht sinnbildlich für die zahlreichen Kontraste, welche diese Geschichte auszeichnen, belasten und gleichzeitig auch suchterregend lesenswert machen.

Die letzten im Buch (aber nicht dem Leben der Autorin) beschriebenen Jahre verlaufen fast wie im Zeitraffer. Zwei tragische Ereignisse, die nicht wirklich überraschend kommen, verbinden sich mit einer glücklichen Beziehung und gesundheitlichen Problemen. Am Ende der Geschichte schreibt Anke von vier Eckpfeilern: »Partnerschaft, Freundschaften, Beruf und Gesundheit«. Es ist für diese tragische Lebenskomödie mit einem relativen Happy End bezeichnend, dass die Gesundheit Einfluss auf ihre Kletterei nimmt und Anke

Jablinski zwingt, wieder einen neuen Weg zur körperlichen Ausgeglichenheit zu finden. Als wenn die Schrecken der Kindheit und Jugend jetzt einer gesetzteren Lebensweise gewichen und die teilweise waghalsige bis lebensgefährliche Kletterei unter anderem auch auf den Hotels der Insel Ibiza nicht mehr als dringende Notwendigkeit körperlich – vielleicht noch seelisch hinsichtlich des Freiheitsgefühls – angesehen werden würde. Diese Fragen bleiben offen.

»Klettermax« ist eine intensive, eine herausfordernde, sicherlich durch die Ansiedlung im bürgerlich gehobenen und damit »sozial anerkannten« Milieu auch nachdenklich stimmende Geschichte, deren Wertung die Autorin den Lesern selbst überlässt. Sie hat sich ihre Seele freigeschrieben. Es gibt keine klassischen Täter – selbst der Vater ist durch die Traumata der letzten Kriegstage zu einem Opfer seines inneren Gefängnisses geworden- oder Opfer – die Schwester Ute kriegte sehr früh Valium zur Beruhigung vom Vater und wurde abhängig; die Mutter war gefangen in ihrer hanseatisch antiquierten Erziehung mit der fast devoten Liebe zu einem Mann, den sie aus den Tagen des Kennenlernens erst im Moment seines Todes wiedererkannte und Anke Jablinski versuchte die erdrückende familiäre wie auch soziale Kälte ihres Umfelds durch Bewegungsdrang und den Gedanken an die immer in der Natur lebenden und somit in ihrer Fantasie freien Indianer zu kompensieren. Alles ist grau wie das Berlin der siebziger bis Achtzigerjahre. Grau und altbacken, in der Zeit wie durch die Mauer im Raum gefangen. Aber diese Reise durch über zwei Jahrzehnte Berlin und

damit auch zwei Jahrzehnte mit Klettermax – der Spitzname Max stammt von ihrem Vater, da sie sich immer eher wie ein Junge benommen habe – lesen sich anregend, teilweise spannend, auch wenn der Leser weiß, was aus Klettermax wird und irgendwie auch optimistisch. Am Ende des Buches wird der Leser erkennen, dass es für die willensstarken Menschen immer einen Weg gibt... auch wenn er durch Dornen und über Scherben führt. Das ist die Botschaft, welche die Autorin für sich selbst niedergeschrieben den Mitmenschen auf ihre individuellen Lebenswege mitgibt. Es muss nicht immer das Dach des nächsten höheren Hauses sein. Manchmal reicht auch nur ein einziger Schritt ... ein erster Schritt.

(Thomas Harbach)

Ursula K. Le Guin

LAVINIA

(Lavinia)

Carcosa Verlag, Dezember 2025, 306 Seiten, ISBN 978 3 910914 44 5

Mit »Lavinia« legt der Carcosa Verlag im Rahmen seiner Ursula-K.-Le-Guin-Reihe die in der Ich-Perspektive einer weiblichen Figur geschriebene Neuerzählung von Vergils epischem Gedicht »Aeneis« zum ersten Mal in deutscher Sprache vor. Das 2008 veröffentlichte Buch ist mit dem Locus Award ausgezeichnet worden. Genau wie die Nebenfigur Lavinia in der Originalgeschichte in den Mittelpunkt des Plots rückt, tritt der Dichter Virgil als eine Art »Geist«, der vieles weiß, aber nicht alles sagt, immer wieder auf und berät Lavinia. Nicht ganz uneigennützig.



Vergil hat sein Heldengedicht zwischen 29 und 19 vor Christi Geburt geschrieben. Es ist die Geschichte von Aeneas, welcher mit einer Handvoll Getreuer der Erstürmung und Vernichtung Trojas entkommen konnte. Sein Weg über das Mittelmeer führt ihn nicht nur nach Sizilien, wo sie eine Kolonie gründen, sondern schließlich auch nach Italien. Die ersten sechs Bücher Virgils beschäftigen sich mit Aeneas Reise von Troja nach Italien. Ursula K. Le Guin geht aus Lavinias subjektiver Perspektive nur bedingt auf diese Zeit ein. Vieles wird ihr nicht aus erster, sondern eher zweiter, teilweise dritter Hand berichtet. Virgils Bücher sieben bis zwölf konzentrieren sich auf den finalen siegreichen Kampf der verbliebenen Trojaner gegen die Italiener.

Lavinia ist die Tochter des Königs von Laurentum. Ihre beiden Brüder sind jung verstorben, ihre Mutter hat wegen dieses Verlustes den Verstand verloren. Ihr Vater ist ein älterer, eher ruhiger und gesetzter König. Eigentlich soll sie einen der Könige der benachbarten kleineren Reiche heiraten. Aber sie lehnt alle Bewerber ab. Ein Orakel sagt voraus, dass sie einen Fremden heiraten wird.

Sie heiratet schließlich Aeneas, der aus dem Trojanischen Krieg nach Italien gekommen ist, um dort friedlich zu leben. Der Tod eines »heiligen Hirsches« lässt die Fronten aufbrechen und führt schließlich zum Krieg.

»Lavinia« ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Als Erstes könnte es sich um eine Art Fantasy-Metafiction handeln. Lavinia ist sich stellenweise bewusst, dass sie vielleicht nur eine literarische Figur in einer Geschichte ist, die ein »Fremder« erzählt. Immer wieder spricht sie mit dem »Poeten«. Ursula K. Le Guin impliziert, dass es sich um den langsam entschwindenden Geist von Vergil handeln könnte. Historisch wäre das allerdings nicht korrekt, da Virgil seine Geschichte lange Zeit nach den Ereignissen niedergeschrieben hat. Dieser poetische Geist hätte also sterbend in der Zeit zurückreisen müssen. Der »Geist« erklärt Lavinia aber, dass er der Autor eines entsprechenden Epos ist, in dem sie mitspielt. Er gibt ihr Informationen über ihr zukünftiges Schicksal, die weit über die klassischen Prophezeiungen eines Orakels hinausgeht. Lavinia orientiert sich an diesen Hinweisen und richtet ihr Leben entsprechend aus. Eine Art sich selbsterfüllende Prophezeiung, wobei ei-

nige der schon vom Dichter gemachten Entscheidungen gegen den offenen und modern denkenden Charakter Lavinias stehen. Es fällt ihr schwer zu glauben, dass sie nur eine fiktive Figur in einem historisch überzogenen Epos sein sollte. Eine Nebenrolle, die erst durch die Gespräche mit dem Poeten zu einer Hauptrolle tragischer Dimensionen wird.

Als zweites handelt es sich nicht um eine historische Nacherzählung eines heute eher in Vergessenheit geratenen Heldenepos. Wie Vergils Text nimmt Ursula K. Le Guin sich sehr viele dichterische Freiheiten. Der Trojanische Krieg fand wahrscheinlich im 13. Jahrhundert vor Christi Geburt statt; die Gründung Roms ca. 400 bis 500 Jahre später. Anschließend verschwand Rom für einige Jahrhunderte wieder aus den Geschichtsbüchern, bevor der Aufstieg zur Weltmacht begann. Zeitlich ist es also unmöglich, dass Trojaner unter Aeneas etwas mit der Stadtgründung zu tun haben könnten. Nicht einmal mit einem Vorläufer des Roms, das von Romulus und Remus dank ihrer Mutter – einer Wölfin – ins Leben gerufen worden ist.

Lavinia ist also eine fiktive Figur, die sich ihrer Künstlichkeit bewusst ist, in einem fiktiven Heldenepos, das nichts mit der realen Geschichte zu tun hat. Zusätzlich hat – im Rahmen der historischen Möglichkeiten – Ursula K. Le Guin diese fiktive Figur vor einem fiktiven Hintergrund als modern denkende selbstbewusste Frau dargestellt, die zwar einen Platz an der Seite ihres zukünftigen Mannes einnehmen muss und wird, aber sich als erstaunlich zugänglich und ihrer Zeit weit voraus erweist.

Auch wenn die Geschichte von sinnlosen Kriegen; Männern vom Bauern bis zum König und schließlich der historisch versetzten Gründung Roms handelt, verschob Ursula K. Le Guin nicht nur den Fokus, die Autorin macht von Beginn an klar, dass sich hier eine weibliche Stimme präsentiert, die der Leser in dieser Klarheit nicht erwartet.

Ende des 20. und Anfang des 21. Jahrhunderts erschienen eine Reihe von Neuinterpretationen historischer Stoffe, eingeleitet sicher auch durch Marion Zimmer Bradleys »Die Nebel von Avalon«. Historische Frauenfiguren von Carmilla als weibliche Vampirin in zahlreichen Neuinterpretationen; Lady MacBeth bis zu Margaret Atwoods »Penelope« rückten vor dem historischen Hintergrund, aber deutlich moderner erzählt in den Vordergrund. Diesem Pfad wollte Ursula K. Le Guin nicht folgen. Als Erstes ist sich Lavinia ja bewusst, dass sie ein unbedeutender Teil eines Epos ist. Eine weibliche Randnotiz. Das hindert sich aber nicht, Liebe, Trauer, Wut und Hoffnung zu empfinden. Sie ist eine frühe Römerin. Schön und stolz, aber nicht arrogant dem eigenen Volk gegenüber. Pflichtbewusst gegenüber ihrem Ehemann und ihrem Vater. Sie kennt ihre Pflichten und will sie auch einhalten. Ihr Volk geht über ihr persönliches Schicksal. Mit Aeneas und ihrem gemeinsamen Sohn rückt aber auch die Familie in den Mittelpunkt der Geschichte. Ganz bewusst entfremdet Ursula K. Le Guin die männlichen Protagonisten nicht sonderlich gegenüber dem ursprünglichen Text. Die Dialoge sind natürlich moderner, was sich in der getragenen und distanziert erzählten Struktur der Geschichte relativiert.

Durch die subjektive Perspektive – Lavinia ist der Ich-Erzähler, der sich in den Gesprächen mit den Poeten an die imaginären Leser wendet – rückt der Leser sehr nahe an Lavinia heran, ohne sich gänzlich aufgrund der sozialen Distanz mit ihr identifizieren zu können. Natürlich schränkt die Ich-Perspektive auch die Bandbreite des Epos ein. Es gibt einige Stellen, an denen Lavinia einen Schritt zur Seite treten muss, damit die Leser die einzelnen Kämpfe und das brutale gegenseitige Abschlagen »hautnah« verfolgen können. An anderen Stellen ist Lavinia nur Zuhörerin und erfährt die Informationen auf Augenhöhe der Leser. Bei einem Epos ist diese Vorgehensweise schwierig, aber Ursula K. Le Guin gelingt es, den Plot überzeugend zu verdichten und hinsichtlich Vergils Vorlage auch verständlich mit den notwendigen, immer pragmatisch präsentierten Hintergrunderklärungen zu präsentieren.

Dabei betrachtet Ursula K. Le Guin zumindest in den königlichen Ständen diese Zeit nicht als reine Unterdrückung der Frauen. Lavinia lebt in ihrer gesellschaftlichen Rolle und findet auch neben einem gewissen hintergründigen Einfluss Zufriedenheit. Dadurch fehlt der Geschichte der nihilistische Unterton, auch wenn die blutigen Auseinandersetzungen – Lavinia versorgt die Verwundeten und betreut die Sterbenden – von der Autorin nicht voyeuristisch, aber detailliert beschrieben worden sind. Sterben ist auf dem Schlachtfeld in keiner Zeit einfach. Aber mit den primitiven Waffen ist es noch ein wenig härter.

Die Gespräche mit dem Dichter; die »Cassandra«-Rolle – im Gegensatz zu die-

ser tragischen Frauenfigur, welche die Zukunft sehen konnte, ohne dass ihr jemand Glauben schenkt, erfährt Lavinia sehr viel durch den Dichter über die Zukunft, traut sich aber nicht, diese Informationen zum Beispiel an ihren Mann weiterzureichen – verleihen Lavinia noch eine weitere tragische Note. Sie ist eine literarische Figur, gefangen in einem Schauspiel. Verzweifelt sucht sie nach Auswegen. So überlegt sie, wann die drei Sommer und drei Winter der Herrschaft ihres Mannes wirklich anfangen? Zählt ein halber Sommer schon als Ganzer? Sie hat für die politischen und kriegerischen Ereignisse kein Verständnis, ist aber Augenzeuge, dem die Hände gebunden sind. Durch Gespräche mit dem Dichter/Poeten als sterbenden Geist durchbrechen die Chronologie. Sie holen Ereignisse aus der näheren Zukunft in die »Gegenwart« und erhöhen so die einzelnen Spannungskomponenten in dieser kompakt, aber auch getragen erzählten dramatischen Geschichte.

Technisch gesehen ist es eine Meisterleistung, mit Lavinia eine Frauenfigur in den späten Mittelpunkt von Vergils Epos zu stellen und gleichzeitig dem Dichter inhaltlich nicht zu widersprechen. Die wenigsten Leser werden erst Virgil, dann Ursula K. Le Guin lesen. Aber die Homogenität der auch in ihrer Erzählstruktur so unterschiedlichen Werke ist beeindruckend.

Hinter jeder starken Frau stehen in diesem Fall Männer. Lavinia ist unabhängig vom handlungstechnisch wie zeitlich langem Auftreten ihrer verrückten Mutter oder die liebevolle, als Familienmitglied behandelte Sklavin die einzige dreidimensionale Frau in dieser Geschichte.

Es treten zahllose Männer auf, welche Ursula K. Le Guin manchmal nur spärlich hinsichtlich ihres Äußeren, aber noch pragmatischer in Bezug auf ihre natürlich durch Vergils Epos unbewusst gesteuerten Handlungen definiert. Der liebevolle Vater, der viel Verständnis für seine Tochter aufbringt, natürlich ihr Mann Aeneas, der ein gütiger König ist. Dieser Hang zur Vergebung wird ihm zum Verhängnis. Nur an zwei Stellen beschreibt die Autorin ihn ausführlicher. Aeneas Sohn aus erster Ehe Ascanius ist ein Hitzkopf, der über mehr aktive Szenen verfügt. Da viele der relevanten männlichen Protagonisten schon zu Beginn der Geschichte alt und deswegen schwer wandelbar sind, zeigt sich an Ascanius am ehesten der Aufstieg eines Heißsporns zum verantwortungsvollen König. Die Antagonisten dienen eher als Spannungselement, wobei Ursula K. Le Guin hier auf eine interessante Mischung von Großmäulern, die sich schließlich hinter ihren Armeen verstecken und klassischen Helden setzt, welche ihr Leben allerdings nach Aufforderung im Zweikampf zu opfern bereit sind, um das Leben vieler zu schonen. Aber im direkten Vergleich zu Lavinia, die natürlich bei Vergil viel zu kurz kommt, sind die Beschreibungen der Männer/Krieger eher spärlich und ausschließlich pragmatisch.

Neben der Metafiction gibt es noch einen interessanten Bereich in diesem Buch. Orakel, Weissagungen spielen eine wichtige Rolle. Auch wenn Lavinia als einzige Figur weiß, dass ihr Schicksal schon geschrieben steht, greift sie gegen Ende als Tarnung ebenfalls zur Möglichkeit, ein Orakel zu befragen und sich mit ihrem

Sohn Silvius in den Wäldern zu verstecken, damit er am Ende König werden kann. Die Bedeutung der Orakel stellt sie weder in den zahllosen inneren Monologen noch gegenüber Dritten jemals in Zweifel. Das wirkt wie ein Widerspruch zu den Gesprächen mit dem Geist des Poeten, der ihr allerdings immer wieder kryptisch aus der Zukunft, aus seinem Werk »liest«. Vielleicht hätte dieser Widerspruch ein wenig nachhaltiger bearbeitet werden können. Die Komplexität der Handlung in Bezug auf die Vorlage hätte wahrscheinlich den erzählerisch engen Rahmen dieser Geschichte gesprengt.

Vergil hat sein Epos nicht vollendet. Wie Ursula K. Le Guin in ihren Anmerkungen schreibt, wollte er, dass es nach seinem Tod verbrannt wird. Es wäre schade gewesen. In Bezug auf »Lavinia« hat die Autorin ihre Geschichte beendet und damit im Grunde auch Vergils Werk. Es ist kein aufregendes, kein dramatisches Ende. Die Höhepunkte der Geschichte liegen deutlich vorher. Aber das Ende funktioniert und bringt Lavinia noch ein letztes Mal näher an die Leser heran.

Ursula K. Le Guin ist mit ihrem letzten Roman eine literarische Meisterleistung gelungen, welche aufgrund der Offenheit, mit welcher die Autorin mit Lavinia als Person in ihrer Zeit umgeht, deutlich besser funktioniert als Margaret Atwoods Nacherzählung Penelopes. Dieses Italien vor dem Aufstieg Roms zur Weltmacht ist lebendig. Die vielen kleinen Details werden unauffällig erzählt und lassen nicht nur Lavinia, sondern diese Welt in Kleinen dreidimensional erscheinen, während die großen Ereignisse, vor allem die vielen sinnlosen

Kriege brutal beschrieben, aber inhaltlich nicht ausgewalzt erscheinen. Sie erdet Vergils überdimensional erscheinende Helden und macht sie zu Menschen, weniger Götter auf Erden. Dabei integriert sie Lavinias Lebens- und teilweise Leidensgeschichte perfekt in Vergils »Aeneis«. Vielleicht ist ihre kompakte Zusammenfassung auch der ideale Türöffner zu Vergils Werk, das als sperrig, kompliziert und übertrieben künstlich erzählt gilt.

Als Geschichte einer Frau in ihrer Zeit ist »Lavinia« auf jeden Fall lesenswert, eine Eintrittskarte in die Welt der Klassik überzeugend und als letztes Buch einer großartigen Autorin eine Zusammenfassung ihrer feministischen, aber immer im Kontext der jeweiligen zusehenden Ansichten vor einem aus heutiger Sicht nicht weniger exotischen Hintergrund als die Welt der Erdsee oder die von Menschen vor vielen Jahren kolonisierten Welten ihres Hainish-Zyklus.

(Thomas Harbach)

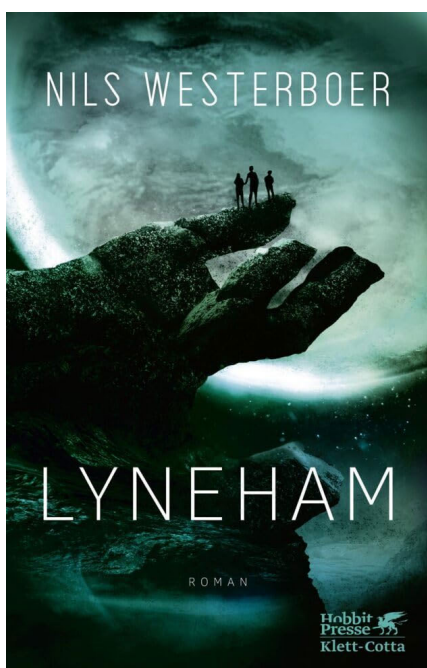
Nils Westerboer

LYNEHAM

Klett-Cotta, März 2025, 496 Seiten

ISBN 978-3608987232

Nils Westerboers dritter Science-Fiction-Roman nach dem neu aufgelegten »Kernschatten« und dem mit dem Deutschen Science-Fiction-Preis ausgezeichneten »Athos 2643« ist eine der seltsamsten Space Operas, die seit vielen Jahren erschienen ist. Auf der einen Seite ist es eine klassische, vielleicht manchmal ein wenig klischeehaft angelegte Eroberung einer neuen Welt mit allen Herausforde-



rungen; den typischen Hierarchien mit dem dominanten Kapital und einem exotischen, unwirtlichen Planeten, der nicht ganz so den Erwartungen der Pioniere entspricht. Auch wenn der Leser stetig das Gefühl hat, mit den kommenden Wendungen der Handlung vertraut zu sein, wird er immer wieder überrascht. Auf der anderen Seite ist die Geschichte gleichzeitig nach dem Prolog aus der Feder von Dr. Mildred Meadows im übertragenen Sinne zu Ende, da sie viel Weisheit gelassen aufs Papier bringt. Sie stellt nicht nur den Lesern, sondern auch der Menschheit die Frage, ob es nicht effektiver ist, die vor allem politisch ökologischen Fehler auf der eigenen Erde zu beseitigen, anstatt Milliarden in die Erforschung und

schließlich auch Kolonisierung fremder Welten zu stecken, um dort anfänglich im kleineren Rahmen die gleichen Fehler wieder zu beheben.

Zwischen diesen beiden Extremen steht noch ein anderer Punkt, der aufzeigt, wie schnell die »Zeit« doch vergeht. So kapern Russen und Saudis aus dem Megaprojekt »The Line« eines der letzten Kolonistenraumschiffe, um sich quasi von der Erde zu retten. Inzwischen ist das gigantische Bauprojekt »The Line« eingestellt worden, weil den mehrfach als Golf spielenden Kapitalisten bezeichneten Wirtschaftsoligarchen oder Öl fördernden Arabern das Geld fehlt. Blanke Ironie der Geschichte.

Aber auch das Eintreffen des letzten Raumschiffs auf dem Planeten ist eines dieser zahlreichen Klischees, das in die Erwartungshaltung der Leser hineinläuft und einen auch interfamiliären Konflikt ausbrechen lässt. Und Familienbande spielen in dieser geradlinig aus der Ich-Perspektive des zwölfjährigen Henry erzählten Geschichte nicht nur eine wichtige, sondern eine dominante Rolle. Auch wenn Familienbande sehr dick sind, erscheinen sie in diesem Roman auch ausgesprochen brüchig.

Dr. Mildred Meados ist nicht nur Henry Mutter, sondern die Ehefrau von Charles, der neben Henry mit den beiden Geschwistern Chester und Loy zum urzeitlichen, noch nicht wirklich bewohnbaren Mond Perm bringt. Die Geschichte beginnt mit einer Bruchlandung. Nur dank der Instinkte des Vaters können die Kinder in der lebensfeindlichen Umgebung überleben und sich zu dem von der Außenwelt abge-

schlossenen Biom Lyneham durchschlagen. Die Atmosphäre Perns ist toxisch. Lungentürme sollen in einem Langzeitprozess die Atmosphäre atembar machen, dafür aber die exotische Flora und Fauna ausrotten. Wo gehobelt wird, fallen Späne.

Ein roter Faden, der sich durch die beiden Handlungsebenen zieht, ist die Diskussion um den Eingriff des Menschen in die Natur. Sowohl auf der Erde wie auch auf Pern.

Hier spielt die »erste« Handlungsebene mit den Aufzeichnungen Dr. Mildred Meadows eine wichtige Rolle. Sie hat absichtlich ihre Familie verlassen. Vielleicht weil sie mit Kindern im Gegensatz zu ihrem Mann nicht so viel anfangen kann. Vielleicht, weil sie ein Verhältnis mit dem reichen Oligarchen hat, der mittels seiner Biome nicht nur auf Pern Oasen für Menschen erschaffen kann, sondern schon auf der Erde im Grunde alles kontrolliert. Alles hat seinen Preis, warum also nicht reine Luft, aus welcher die industriellen Abgaben herausgefiltert worden sind?

An diesem Punkt entzündet sich eine der Diskussionen zwischen Mildred Meadows und ihren Crewmitgliedern. Sie will offensichtlich einen anderen Weg gehen. Ihre Aussagen könnten Umweltschützer zum Jubilieren und gleichzeitig Verzweifeln bringen. Sie hinterfragt auch in dem denkwürdigen Prolog die Effizienz der Raumfahrt und deren Nutzen für die einfachen Menschen. Es ist einer der klassischen Widersprüche, dass sie auf der anderen Seite gleich eine der erste Frauen ist, welche vor ihren Kindern quasi in die Tiefen des Alls flieht, um ein neues Abenteuer zu erleben.

Die große Frage ist immer wieder, muss sich der Mensch seiner Umgebung anpassen oder die Umgebung dem Menschen. Für zweiten Punkt stellt sich die Frage, mit welchen Folgen für alle Flora und Fauna. Auch wenn Nils Westerboer die finale Antwort verweigert und lieber die einzelnen Thesen gegenüberstellt, ist es ein relativ neuer Aspekt innerhalb des Science-Fiction-Genres, der effektiv wie emotional immer wieder hervorgeholt wird. Manchmal in den schwierigen Diskussionen zwischen Mildred Meadows, ihrem reichen Gönner Dr. Noah Rayser – der natürlich die Gegenposition einnehmen muss –, dann wieder in Alltagsszenen, welche das Leben der Kinder auf diesem Mond zeigen. So stellt sich die Frage, ob diese erste Siedlergeneration jemals unter freiem Himmel ohne Maske die Luft atmen kann. Pragmatisch wird die Antwort präsentiert. Das ist selbst für die Kinder eher unwahrscheinlich.

Die Vergangenheitsebene hat Einfluss auf die Gegenwart. Das ist sicherlich keine Überraschung, da der eigentliche Plan von Mildred Meadows gewesen ist, in den Kryoschlaf zu gehen und auf ihre Familie zu warten. Nach ihrem katastrophalen Eintreffen auf Pern finden die Kinder und der Vater immer wieder latente Spuren, aber eben keine Mutter. Auch bei diesem klassischen Spannungselement arbeitet Nils Westerboer mit Gegensätzen. Die Kinder vermissen und suchen ihre Mutter, auch wenn ihre Herzlichkeit eher etwas Mechanisches hatte. Der Vater hat nicht mehr so viel Interesse, seine Frau wiederzufinden. Schließlich hat er jemanden Neuen kennengelernt. Für die Kinder eine schwierige

Situation, die aber zumindest auf der Erde alltäglich ist. Neben den »Lügen« des Vaters auch hinsichtlich der Reisedauer – 1200 Jahre, die natürlich schlafend im Flug vergangen sind – bildet sich in dieser künstlichen, isolierten und nur in der Theorie unendlich reichen Welt – wer ordentlich mitgearbeitet, darf sich Geschenke aus den Speiseautomaten oder den 3-D-Druckern wünschen, vieles, aber nicht alles ist möglich – entsprechendes Konfliktpotenzial heraus. Überschattet durch die Handlungen von Mildred Meadows, über die niemand wirklich spricht.

In der Gegenwartsebene hinterlassen eher die Kinder als der Vater einen bleibenden Eindruck. Es ist schon mutig, eine Science-Fiction-Geschichte aus der Perspektive eines zwölfjährigen Jungen zu erzählen, der wissbegierig und schüchtern zugleich ist. Älteren Lesern werden diese Ausgangsszenarien aus den populären Jugendbüchern Robert A. Heinleins bekannt vorkommen. Mit der entsprechenden ökologisch politischen Note, die Nils Westerboer unauffällig, aber auch effektiv integriert. So gehört Henry zu den Sehenden, welche die teilweise grotesken Tiere Pern sehen können. Man muss nur manchmal die Perspektive wechseln. Das ist sicherlich nicht als Anspielung auf Mister Keating aus »Der Club der toten Dichter« gemeint, aber es passt sehr gut. Ihre Gefährlichkeit hat der Leser schon in der Vergangenheitsebene mit der ersten schwangeren Frau auf Pern kennengelernt. Eine bizarre, aber auch drastische Szene.

Die Charaktere der Kinder hat Nils Westerboer sehr gut im Griff. Mit ihrer Mischung aus Abenteuerlust, Vorsicht, aber

vor allem naiver Neugier kann der Autor mittels ihrer Fragen auch an die Lehrerin Frau Storm sehr viel Hintergrundwissen transportieren, ohne zu belehren. Dieses stetige Fragen wird geschickt mit den Aufzeichnungen aus Mildred Meadows Tagebüchern – in einem leicht ironischen Tonfall gehalten – kombiniert, sodass sich ein exotischer, fantastischer und vor allem auch Philip Jose Farmer und in dessen Fahrwasser eines Andreas Brandhorst würdigen Hintergrund ausbildet, der seinesgleichen sucht. Selten hat ein Leser eine so dunkle, so brutale und gleichzeitig auch faszinierende Welt vor Augen gehabt. Wobei er durch die Augen der Protagonisten sehen muss, um sie in den überwiegend subjektiv gefärbten Passagen wirklich erkennen zu können.

Überzeugt der Hintergrund schon, dann sind es die vielen kleinen Details, welche Spaß machen. Auf der einen Seite die angesprochenen gesellschaftskritischen und damit auch ökologisch brandaktuellen Themen. Der Mensch kann nur eine gewisse Zeit vor sich selbst fliehen. Irgendwann muss er seine grundlegenden Handlungen hinterfragen. Im vorliegenden Roman ist es für die Erde zu spät, auch Pern scheint eher dem Untergang geweiht, wenn Mensch so weiter macht. Wieder sind es die Kinder, auf denen die Hoffnung nicht nur dieser Geschichte liegt. Auf der anderen Seite geht es aber auch um Familie, um Zusammenhalt, um die Angst vor dem Alleinsein, vor dem Tod und schließlich auch die Gefahren, welche die manchmal harten, dann wieder zarten Familienbande bedrohen. Nils Westerboer baut seinen Plot bis an die Klischees her-

an auf, überschreitet aber niemals diese relevante Schwelle und kann sich dank seiner dreidimensionalen, ausgesprochen lebendigen Charaktere immer wieder retten. Allerdings erfordert die Lektüre der Geschichte abgesehen vom mehrfach angesprochenen stringenten zugrunde liegenden Plot auch ein wenig Geduld von den Lesern. Nicht nur an einer Stelle möchte er die Protagonisten ein wenig schubsen, vielleicht auch mal anschreien, damit sie sich bewegen. In welche Richtung auch immer. Manche der von den Kindern aufgeworfenen Fragen drehen sich wie die Quadratur des Kreises immer wieder um die angesprochenen Themen und damit auch ein wenig um sich selbst. Daher wirkt nach dem rasanten Auftakt der Mittelteil der Geschichte ein wenig bemüht. Aber mit dem kontinuierlichen Ineinanderlaufen der beiden Handlungsebenen kommt Fahrt auf. Das zwingt der Autoren leider nicht zum ersten Mal in seinen bisherigen Science-Fiction-Romanen, die Handlung ein wenig zusammenzudrücken, mit literarischer Autorengewalt ein wenig zu sehr zu formen und damit der Erwartungshaltung weniger seiner Protagonisten, aber der Leser zu entsprechen. Auf der einen Seite benötigt es diese Wendungen und Entdeckungen, um die nächste, nicht mehr in diesem Buch spielende Handlungsstufe in die Wege zu leiten, auf der anderen Seite wirkt es auch ein wenig übertrieben. Weniger wäre mehr gewesen, allerdings zulasten der Spannung.

Positiv ist, dass Nils Westerboer an keiner Stelle bis ins letzte Detail erklärt. Seine Leser sollen wie die Protagonisten

staunen und lernen. Das wirkt manchmal ein wenig fahrig und oberflächlich, weil es die Fantasie der Leser reizen soll, aber nicht wie zum Beispiel ein Alan Dean Foster komplett befriedigen kann. Weniger Dialoge und mehr »Beschreibungen« wären an diesen Stellen besser gewesen. Auf der anderen Seite folgt Nils Westerboer aber auch Robert A. Heinlein, dessen im Sonnensystem spielende Jugendbücher vor allem eines waren: großer spannender Spaß mit einem hintergründigen Schuss Ernsthaftigkeit und vor allem vielen, unauffällig eingestreuten Informationen. Alle diese positiven Eigenschaften vereinigen sich auch in »Lyneham«, der eines der empfehlenswertesten Jugendbücher für Erwachsene der letzten Jahre gewesen ist. Auch wenn laut Mildred Meadows alles schon nach dem Prolog zu Ende ist. Das stimmt natürlich nicht, aber der Schatten ihrer geistreichen Worte reicht weit in die ewige Dunkelheit Perms herein.

(Thomas Harbach)

Mario Franke, Marianne Labisch & Uli Bendick (Hrsg.)

SCIENCE-FICTION ART UND KALENDERGESCHICHTEN 2026

Verlag Torsten Low, 13 Seiten DIN A3
Querformat

Wieder bringen die drei Herausgeber Mario Franke, Marianne Labisch und Uli Bendick im Verlag Torsten Low den ganzjährigen »Science-Fiction Art und Kalendergeschichten«-Bildband für die Wand heraus. Inklusive des Titelbildes dreizehn eindrucksvolle Bilder, die von dreizehn Ge-

Science-Fiction Art und Kalendergeschichten

Illustrationen Uli Bendick und Mario Franke

2026

Herausgeber
Mario Franke, Marianne Labisch
und Uli Bendick

Mit Storys von
Gabriele Behrend, Christian Endres, Verena Jung, Detlef Klewer, Axel Kruse,
Thorsten Küper, Susann Obando Amendts, Nicole Rensmann, Ansgar Sadeghi,
Michael Schmidt, Karla Weigand, Jörg Weigand und Werner Zillig



schichten – nicht immer muss es eine zwölf bei einem Kalender sein – begleitet werden.

Auf dem Deckblatt eröffnet Susann Obando Amendts »Die Suche nach Li Shu« mit einer auf der einen Seite deprimierenden – eine Tochter hat Schwierigkeiten, ihre Mutter in dem abgeschieden an der Küste liegenden Haus mit dem Notwendigsten zu versorgen – und gleichzeitig hoffnungsvollen – eine Begegnung am Strand zeigt, wie wichtig Liebe, Mut und Mitgefühl nicht nur unter Menschen sind – Geschichte das Kalenderjahr. Aus einer bekannten Prämisse macht die Autorin effektiv eine vor allem emotional überzeugende Auftaktgeschichte.

Detlef Klewers »Dachboden-Blues« erzählt aus der Perspektive eines Roboters, dem nichts anderes übrig bleibt, als zu warten. Die Grundidee ist vielleicht nicht unbedingt neu, aber in dieses kleine melancholische Stillleben fließen mit der Angewohnheit der Menschen, nichts unbedingt zu entsorgen oder recyceln, sondern »wegzulegen«; dem Drang nach etwas

Neuem und Besseren und schließlich der vergehenden Zeit viel Alltägliches ein, das aus der Perspektive des Erzählers eine besondere Note erhält.

Auch in Nicole Rensmanns »Hopefly« geht es um Einsamkeit, um Vergänglichkeit und schließlich nicht nur um die Arroganz der Menschen, sondern einen Neuanfang, der gleichzeitig auch ein Ende bedeutet. Die Ich-Erzählerin ist Mitglied der androjanischen Generation, die seit fast neunzig Jahren unter unerkannt den Menschen lebt. Ihr Volk ist vom Aussterben bedroht, den Rest übernimmt die Menschheit. Viele Ideen fließen in diese stilistisch eloquente Geschichte mit einer fremden und doch warmherzigen Erzählerin ein, auch wenn Nicole Rensmann am Ende den belehrenden wie mahnenden Holzhammer rausholt.

Der sachliche, sehr, sehr komprimierte Stil Jörg Weigands ist perfekt für die für einen Kalender notwendige Dichte der Erzählung. »Zeitzauber« beschreibt die Rückkehr einer Expedition in die Tiefen des Alls, ausgesandt von der herrschenden Kirche. Die Mission ist klar umrissen: Gott suchen und vor allem Gott finden. Der Beweis für Gottes Existenz muss in den Tiefen des Alls liegen. Auf der unfreiwilligen Rückkehr kommt es zu einer übernatürlichen Begegnung. Das Ende lässt sich in mehrfacher Hinsicht interpretieren. Nicht ganz klar ist, warum keine Meldung gemacht wird. Aber Jörg Weigand braucht durch die Kürze des Textes ein entsprechendes Ende, sodass der Text mit seinen vielen Details überzeugend beginnt und zu offen endet.

Voller Ironie ist der Titel »Geplatzte Träume« Programm bei Verena Jung. First

-Contact-Geschichten sind ein Genre, das inzwischen ehrfurchtsvoll einen langen Bart trägt. Neue Ideen zu generieren, die Missverständnisse zwischen zwei, wie hier beschrieben, derart unterschiedlichen Kulturen originell zu erzählen, dass der Leser überrascht und erfreut wird, ist eine Herausforderung, die nur wenige Autoren wirklich meistern können. So kurzweilig Verena Jungs Geschichte auch sein mag, so mechanisch verläuft der Plot leider.

Karla Weigands »TERRA INCOGNITA« leidet unter dem entsprechenden Kalenderblatt, das die von der Autorin sorgsam versteckte Pointe offenbart. Technisch handelt es sich um eine sauber geschriebene Story von einer Expedition der Nachkommen von Flüchtlingen, welche vor einer unbestimmten Zeit der Erde den Rücken gekehrt hatten. Jetzt befinden sie sich auf Spurensuche und werden natürlich »fündig«.

Auch Zeitreise ist ein inzwischen sehr oft zum Klischee reduziertes Thema. Werner Zilligs »Nullpunkt« beschreibt die Reise des Ich-Erzählers bis in die Ära, als die Pyramiden des Cheops gebaut wurden. Die Reise ist für den Erzähler aufregend und frustrierend zugleich. Das ist die originelle Grundlage getreu dem Motto von Goethes Faust hinsichtlich der Flüchtigkeit des Augenblicks. Aber Werner Zillig gelingt mit kleinen Anmerkungen, Zeitreise vielleicht nicht unbedingt verständlicher, aber plausibler zu machen. Das ist die eigentliche Stärke dieser Miniatur.

Die zweite Zeitreisegeschichte »Ich habe das nicht verstanden« von Axel Kruse schildert die Begegnung zwischen einem siegreich aus der Schlacht von 1415 kom-

menden Ritter und einer weiblichen Zeitreisenden, welche durch eine Begegnung mit Jesus etwas Positives bewirken wollte. Der Leser kann sich die Pointe bildhaft vorstellen. Auch wenn es sich nur um eine Miniatur handelt, ist der Plot doch ein wenig zu schematisch entwickelt und die angesprochene Pointe wahrlich nicht originell.

Dabei ist das Thema »Zeit« nicht einmal abgenutzt. In einer der besten Geschichten dieses Kalenders schreibt Christian Endres in »Gute alte Zeit« von den Schwierigkeiten, den entsprechenden Stoff im All zu suchen, zu finden und schließlich weiter zu dealen. In einem humorvollen, leicht lakonisch geschriebenen Tonfall verfasst präsentiert der Autor bis zur Pointe eine Reihe von Wortspielen, welche sich positiv von den teilweise sehr trockenen Arbeiten der Kollegen unterscheiden.

Viele Ideen in den drei Textblöcken präsentiert »Ein Traum, der Hoffnung gibt« von Ansgar Sadeghi. Es ist nicht die einzige Geschichte in diesem Kalender, welche schon im Titel die wichtigste Aussage der Handlung zusammenfasst. Der rote Faden sind die beiden Zwillinge Noriu und Tiqua, welche den Untergang ihrer Welt erleben, im Orbit träumen und schließlich das Signal zum KI-gesteuerten Aufbruch zu neuen Ufern liefern. Viele der von Ansgar Sadeghi angesprochenen Aspekte wie Umweltzerstörung und darauf aufbauend ein finaler Krieg finden sich nicht nur in zahlreichen Genregeschichten, sondern in Variationen auch in diesem Kalender – siehe Nicole Rensmanns »Hopefly«. Vielleicht wirkt alles zu dicht, zu sehr auf die Spitze fokussiert, aber in »Ein Traum, der Hoffnung gibt« fehlt dem

Leser ein wenig die Identifikation mit den beiden eher behandelten als handelnden Zwillingen. Das volle Spektrum ist da, die Struktur ambitioniert und das offene Ende hoffnungsvoll. Und doch fühlt man sich eher wie in einen Film versetzt, der vor den eigenen Augen abläuft, als mitten in der laufenden Handlung.

Deutlich intimer geht es bei Thorsten Küpers »Ein Spiegel meiner Seele« zu. Dabei manipuliert der Autor geschickt die Erwartungen nicht nur des Protagonisten, sondern auch der Leser. Er spielt mit den KI-Klischees und zeigt plötzlich eine gänzlich andere Lösung auf. Im Gegensatz zu vielen anderen Kalendergeschichten wird der Plot durch Dialoge getrieben, was den Text weniger kompakt, sondern harmonischer und damit auch zugänglicher erscheinen lässt. Ob die KI wirklich der Spiegel zumindest einer Seele ist, steht auf einem anderen Blatt. Aber die Voraussetzungen sind deutlich besser als bei vielen anderen Storys, in denen die künstliche Intelligenz sich wie ein Wissen aufsaugender Vampir über die Hintertür ins Haus schleicht.

Kalender stellen den Wegweiser für das kommende Jahr dar. Im idealen Fall auch den perfekten Reisebegleiter. Michael Schmidts expressives »Desdemonda« beschreibt eine solche Reise von der Wiedergeburt in eine ferne Zukunft, mit dem Untergang und der Zukunft an der Seite, wie Desdemonda dem Protagonisten entgegenschleudert. Michael Schmidt vertraut eher auf Strömungen, packt verschiedene Aspekte in seine Kalendergeschichte, aber keinen klassischen Storyplot. Dadurch wirkt sein Text auf den ers-

ten Blick wahrscheinlich ausdrucksstärker, als er final ist.

Mit der hoffnungsvollen Kurzgeschichte »Der Baum ist der Anker« beendet Gabriele Behrend das Jahr 2026. Mit dem sterbenden Baum der Bäume und den Versuchen, den Baum zu retten, spricht die Autorin im metaphorischen Sinne auch gegenwärtige Sorgen und Ängste an. Stimmungstechnisch erinnert die Miniatur an Themen aus der Welt »Der Terranauten«. Das ist nicht negativ gemeint, aber mit dem grünen optimistischen Grundgedanken und der Kooperation der verschiedenen Universen mit ihren guten Gedanken, Schwingungen und Ressourcen appelliert die Autorin an ein Miteinander. Passend nicht nur für den Dezember mit Weihnachten als Höhepunkt. Passend für ein ganzes Jahr.

Die insgesamt dreizehn lesenswerten Kurzgeschichten werden von ganzseitigen farbigen Illustrationen Uli Bendicks und Mario Frankes begleitet. Ihr Themenspektrum ist breit und hat die entsprechenden Kurzgeschichten inspiriert, manchmal herausgefordert und die Autoren in einigen wenigen Fällen auch ein wenig überfordert. Das Titelbild des Kalenders gehört dabei zu den schönsten Bildern. Einige der Computergrafiken wirken in Hinblick auf die humanoiden »Personen« – dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um Mensch oder Maschine handelt – unter der statischen Komposition des Bildes. Sie wirken zu künstlich. Auf der anderen Seite finden sich zahlreiche Einblicke nicht nur in den Kosmos, sondern auch die »Zeit«, wobei nur Karla Weigands Miniatur unter der – wie schon

angesprochen – klar erkennbaren Abbildung der Pointe leidet.

Wie die letzten Kalender durch die Kombination aus Text und Grafik ein idealer Begleiter durch das Jahr, der auch zum mehrmaligen Lesen einzelner Geschichten oder das Betrachten der ausdrucksstarken Bilder im entsprechenden Abstand anregt. Natürlich ist es wieder mehr als ein reiner Zeitmesser, es ist ein Sammlerstück.

(Thomas Harbach)

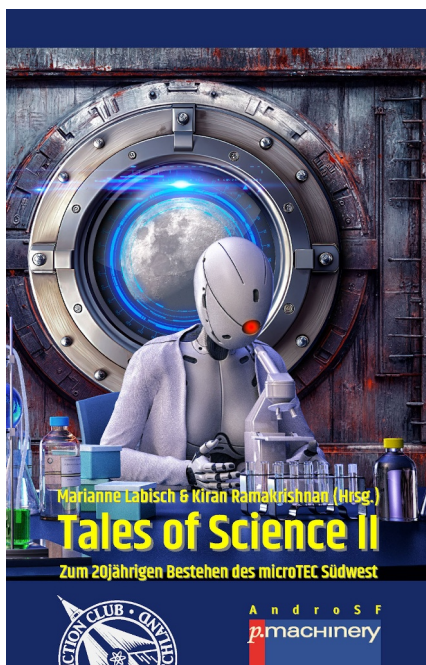
Marianne Labisch & Kiran Ramakrishnan (Hrsg.)

TALES OF SCIENCE II

Zum 20jährigen Bestehen des microTEC Südwest e.V.

AndroSF 218, p.machinery, Winnert, Mai 2025, 306 Seiten, Paperback
ISBN 978 3 95765 452 6

Herausgeberin Marianne Labisch hatte für den ersten Band »Tales of Science« Wissenschaftler gebeten, Science Fiction zu schreiben. Teilweise debütierend präsentierten die Forscher erstaunliche intellektuelle und vor allem auch erzählerische Gedankenmodelle und Fähigkeiten. Für den zweiten Band zum zwanzigjährigen Bestehen des microTec Südwest drehte Marianne Labisch den Spieß um. Science-Fiction-Schriftsteller sollten ihrer Fantasie unter der Patenschaft von Wissenschaftlern und deren Projekten die Sporen geben. »Technische« Fehler sollten auf diesem Weg ausgemerzt werden. Natürlich haben sich einige Forscher es nicht nehmen lassen, ebenfalls Kurzgeschichten zu dieser auch schön illustrierten Sammlung beizusteuern.



Zwei längere Texte finden sich in der Sammlung. Ralph Alexander Neumüller ist mit »Wir waren hier« im Grunde für das Ende und den Anfang zuständig. Die UNO beauftragt einen Wissenschaftler, mittels verschiedener Projektionen die Zukunft der Menschheit zu berechnen. Seine Konkurrentin dagegen hatte sich auf die Übermittlung von Botschaften im genetischen Code konzentriert. Natürlich fließen diese beiden unterschiedlichen Forschungsrichtungen irgendwann im Laufe der Geschichte zusammen. Bis dahin ist das Ergebnis der Berechnungen ernüchternd, auch wenn selbst die Rechner sich immer eine Hintertür offen lassen. Die Grundidee der Geschichte ist faszinierend und erschreckend zugleich. Es gibt nur Absolutismen und das

ist auch gut. Keine Ausreden, keine Fluchtmöglichkeiten und vor allem egoistisch mit Vollgas auf die nächste, in diesem Fall auch letzte Wand zurasend.

Vielleicht ist der Epilog zu simpel gestaltet und bräuchte mehr Raum. Natürlich stellt sich der Leser die Frage, ob die dort vorangetriebene Lösung nicht auch mit der Menschheit möglich gewesen wäre, deren »Wissen« sich noch auf einem höheren Niveau befunden hat? Vielleicht hat es auch etwas mit der jeweiligen Fallhöhe zu tun.

Mit dem eher phlegmatischen Protagonisten Paul und seinem Hang zu Zahlen (vor allem Prozentzahlen) verfügt die Story über einen interessanten Charakter, der sich natürlich sehr in Selbstmitleid auch vor den Ergebnissen der Berechnungen flüchtet. Der am liebsten in einem Wiener Kaffeehaus das Ende seiner Tage verbringen wollte und der im Grunde den gleichen Mechanismen unterliegt wie seine Auftraggeber an der UNO. Es ist die Wissenschaftlerin Doktor Lewis – sie wandelt sich von einem durchschnittlichen Entlein zu einer attraktiven Frau, auch wenn das keine Rolle spielt –, welche beginnend mit der Diskussion um Pauls These von »Zahlen sind die Zukunft, Worte die Vergangenheit« eigene Wege geht und schließlich auch das vollendet, was Paul zwar theoretisch als einzigen Ausweg ansieht, praktisch aber nicht verwirklichen kann.

Die Mischung aus Wiener Schmäh und einem ökologisch-sozial-politisch dringenden Thema mit einer für die Menschheit fatalistischen Lösung liest sich nicht nur spannend, atmosphärisch stimmig, sondern ausgesprochen kurzweilig intel-

lektuell stimulierend. Ein überzeugender Auftakt, in dem gegenwärtige genetische Forschung vielleicht irgendwann intelligentem Leben den Weg aus der evolutionär aggressiven Sackgasse ebnet.

Der zweite längere Text ist in dem typisch ironischen, leicht an Parodien erinnernden Stil verfasst, den Tom Turttschi unabhängig von den ersteren Zwischentönen in seinem Werk zu einer Art Markenzeichen erkoren hat. Schon bei der Einleitung zu »Das Merleau-Ponty-Projekt« gibt der Autor die Richtung vor. Die wissenschaftliche Einführung mit seinen umständlichen und in unverständlicher Fachsprache formulierten Thesen kann ohne Probleme übersprungen werden. Im Nachwort macht der Autor dann allerdings deutlich, wer diese Studie geschrieben hat. Damit stellt er die Quadratur des Kreises auf, denn Ursache und Auswirkung sind in diesem Fall elementar miteinander verbunden und der Leser fragt sich, ob doch zuerst die Henne oder das künstliche Ei da gewesen ist.

Eine Finanzkrise zwingt die Firmenchefin – sie verbringt wegen ihres Reizmagens sehr viel Zeit auf Toiletten – zum Umdenken. Da die Aktienkurse im Keller sind, braucht man schnell eine neue alte Idee, um die Investoren zu locken und den Cash Burn auszudehnen. Ein Forscher hat die kühne These aufgestellt, dass KIs am Leben der Menschen teilnehmen sollten. Das funktioniert am besten, wenn man sie direkt mit den Menschen verbindet und sie quasi in ihnen leben lässt. Es müssen nur Testobjekte her und die findet man in den stetigen Flüchtlingsströmen.

Natürlich muss ein solches Projekt scheitern. Aber Tom Turtschi ist kein Nihilist. Tom Turtschi ist ein Humanist, der auch vor dem Hintergrund der größten Umweltkatastrophen und einer mehr und mehr sich selbst vernichtenden Menschheit das Gute nicht im Menschen, sondern in der KI sieht. Dabei hält sich diese nur an die Regeln, welche den Probanden verweigert werden.

Die Kurzgeschichte beinhaltet so viele Ideen wie die separat operierenden autarken Städte mit ihrer Abgrenzung nach außen und Fokussierung auf Forschung/Entwicklung nach innen; die Ausbeutung der Arbeiter in den Niedriglohnländern, welche die KIs der Welt mit Handarbeit auf ihrer zukünftigen, natürlich Kosten sparenden Aufgaben vorbereiten und schließlich auch der Beginn einer ziemlich guten Freundschaft zwischen Menschen und KI, das der Platz nicht wirklich ausreicht. Das hat weniger mit dem offenen, nicht unbedingt aus dem Nichts kommenden, aber hektisch wirkenden Ende zu tun. Das hat mehr mit der Vorbereitung, dem hektischen Springen von einem »Ereignis« zum Nächsten zu tun. Vieles wird bei den Beschreibungen nicht angerissen und bleibt auf der Strecke. Tom Turtschi sollte die gute Grundidee und die vor allem dank der pointierten Dialoge sowie teilweise bizarr wirkenden Beschreibungen so unterhaltsamen Geschichte dehnen. Mindestens auf eine Novelle, wenn nicht einen Roman. Das wäre dem Thema angemessen. So bleibt eine im positiven Sinne originelle Fingerübung mit einem schrägen Blickwinkel auf die Problematik, voller im lakonischen Ton präsentierter

Ideen. Nicht weniger, aber leider nicht viel mehr.

»Toxogenese« von Veith Kanodor-Brunnel präsentiert eine solide Ausgangsbasis mit Erholungs- und Arbeitsphasen, räumlich getrennt. Der erste Teil der Geschichte konzentriert sich auf die perfekte Entspannungswoche an künstlichen, der Muße dienenden Plätzen. Die Entspannung soll perfekt und von der Arbeit getrennt sein. So bizarr die Idee auch erscheint, sie scheint anfänglich auch sehr gut zu funktionieren, bevor sich das Blatt in der zweiten Hälfte dreht. Das Ende der Geschichte ist zwar konsequent, die einzelnen roten Fäden fließen aber ein wenig zu abrupt, zu konzentriert ineinander.

Die Beziehungen zwischen Mensch und KI stehen im Mittelpunkt von Tamara Boddens und Ashhab Ahmeds Story »Cistem Error«. Der Titel ist schon eine Anspielung auf einen Glitch im System. Inzwischen leben die Menschen lieber mit künstlich gezüchteten und von KI belebten Partnern zusammen. Die Lernprozesse über mehrere Wochen mit Kontakt zur Außenwelt sind vergleichbar mit Tom Turtschis Geschichte. Ein Fehler im System – am Ende erläutern die Autoren zwar die Verursacher, aber ob es sich langfristig als Fehler oder Befreiung herausstellt, steht auf einem anderen Blatt – sorgt dafür, dass sich die KI eigengeschlechtlich definieren und beginnen, die »vorprogrammierten« Routen der Erfahrungen zu verlassen. Die beiden Autoren konzentrieren sich auf ein einzelnes Schicksal, wobei der Weg von der »Geburt« bis zur ersten Begegnung vorgegeben ist. Mit einem leicht ironischen Unterton beschreiben sie die Vor-

züge der perfektionierten Partner im Gegensatz zu Menschen, auch wenn das nicht gänzlich ausgeschlossen wird. Auch hier wirkt das Ende ein wenig abrupt und einzelne Ideen bleiben im Raum stehen. Aber der Blick auf die Ecken und Kanten der Menschen, die KI vielleicht überdecken, aber niemals wirken verändern kann, macht den Text lesenswert.

Auf den ersten Blick folgt Karin Le Rochs »Doktor Nachtmann« von Daniel Keyes etablierten Mustern. Ein Experiment zur Steigerung der Intelligenz wird anfänglich an Mäusen, später an einem Probanden angewendet. Interessant ist, dass dieser ehemalige Obdachlose plötzlich nicht nur zu einem Wunderarzt, sondern dank Handauflegen zu einer Art Heiler wird. Dieser Aspekt der Geschichte wird nicht überzeugend herausgearbeitet. Um die Kontrolle über seine natürlich in dieser Form nicht genehmigten Experimente nicht zu verlieren, entschließt sich Doktor Nachtmann, ebenfalls zur Spritze zu greifen. Ab diesem Moment schlägt die Autorin einen philosophischen Bogen zu Richard Mathesen, denn erstens gibt es für Gott kein Nichts, keine Null und zweitens gibt es anscheinend hinter der Grenze zwischen Leben und Tod noch etwas. Auch wenn der grundlegende Plot in seiner Gestaltung mechanisch erscheint und hier wenige Überraschungen anbietet, sind es die dahinter stehenden Ideen wie ein Sterben, um als Genie weiterzuleben, und der Blick über den Horizont, welche die Story lesenswert machen.

»Die letzte Erneuerung« von Nicolai Simon und Marianne Labisch konzentriert sich auf ein Thema, das es in verschiede-

nen Variationen, aber selten in der Suche nach einem besseren Leben für Schwerkranken gegeben hat. Die Forscher haben das Elysium »erfunden«, eine Art virtuelles Paradies, in dem zum Beispiel der Protagonist – ein Musiker – Frieden und eine schmerzfreie Existenz finden kann. Die Schattenseiten des endlosen Paradieses zeigen sich nicht nur bei ihm. Gegen Ende präsentieren die beiden Autoren eine Art Übergangslösung, die nicht perfekt ist. Auf wenigen Seiten setzen sie sich mit wichtigen Themen wie der Auseinandersetzung mit der Tatsache auseinander, dass jeder Mensch irgendwann sterben muss. Dass es im Grunde keine Paradiese gibt, und diese führen eher zur Faulheit denn einer befriedigenden Existenz. Im übertragenen Sinne könnte man nach der Lektüre meinen, dass Gott doch recht gehabt hat und Adam in seinem Paradies niemals wirklich seinen Fähigkeiten gerecht geworden wäre. Die relevanten Themen werden andiskutiert, aber die Kürze des Textes reicht – wie bei einigen anderen Arbeiten dieser Sammlung – nicht aus, um sie von allen Seiten wirklich eingehend zu betrachten.

Auch »Im Zeichen der Sonne« (Rudolf Arlanov) setzt den Lesern einen großen intellektuellen Stein in den grünen Garten. Umweltschutz per se ist etwas Gutes, aber was passiert, wenn große Konzerne sich dieses Themas annehmen und die ursprünglichen Initiatoren an den Rand drängen? Geht es nur um das große Ziel oder die persönlichen Eitelkeiten? Rudolf Arlanov setzt Schlaglichter. Aber die fehlende Tiefe – hier muss der Leser die »Lücken« einsetzen – macht es auch schwer,

die Positionen von beiden Seiten zu beleuchten. Ist der große Konzern vielleicht nur ein weiterer Betrüger unter dem Deckmantel grüner Intentionen? Die Grundidee ist überzeugend, die finale Wendung nach der Euphorie der Protagonistin, aus der Probezeit übernommen zu werden kommt aus dem Nichts. Rudolf Arlanov bleibt seinem roten Faden treu und setzt der Sonne die Dunkelheit entgegen. Und diese kommt ausgerechnet aus der Ecke, welche früher den Menschen die ökologische Erleuchtung bringen wollten. Dieses Spiel mit den Kontrasten entschädigt für das vielleicht ein wenig zu abrupte, vielleicht auch zu offene Ende.

Michael Iwoleit hat Nina Munteanus »Die Polywasser-Gleichung« aus dem Englischen übersetzt. Daher hat die Geschichte auch keinen klassischen wissenschaftlichen Paten. Die Protagonistin muss erleben, wie ihre Tochter hinsichtlich ihrer anarchistischen Bestrebungen im Rahmen einer Umweltschutzorganisation polizeilich aufgesucht wird. Das ist allerdings nur die obere Ebene, hinter der sich ein beängstigendes, aber auch sehr originelles Problem versteckt: Polywasser ist eher eine glitschige Masse, die wie Gel aus den Wasserhähnen kommt. Nur Trinkwasser ist befallen, stellt aber selbst im bisher eher sporadischen Auftreten eine existenzielle Bedrohung für die Menschheit dar. Die Mutter ist Wissenschaftlerin, inzwischen in Rente. Beim Blick in die eigene Vergangenheit, in die eigenen Arbeiten kommt zu auf eine verblüffende Gleichung, welche den Reiz dieser lesenswerten Geschichte ausmacht. Damit soll auf keinen Fall ausgedrückt werden, dass an-

dere Texte nicht auch über eine Reihe von technisch-sozial interessanten Ausgangsprämissen verfügen. Das Gegenteil ist der Fall. In dieser Hinsicht gehört »Tales of Science II« zu den besten Anthologien der letzten Jahre. Aber nur wenige Autoren verpacken so beängstigend große Gedanken in einer solch zugänglichen Schale.

Die seltsamste Story ist »S3E3 macht sich auf den Weg« von Christine Ruffert. Der Text ist im Grunde zweigeteilt, der zweite Abschnitt soll angeblich von einer KI nach Vorgaben eines Menschen geschrieben worden sein. Der Auftakt ist deutlich stärker mit dem Drivel als computerisierter Überwachungseinheit, der sich in einem gigantischen Mall Komplex auf seinen Weg macht. Er überwacht nicht nur, ob alles in Ordnung ist, er sucht auch einen Kindergarten auf oder nimmt am Schulunterricht in einer Grundschule teil. Mittags treffen sich alle Drivels und diskutieren über die Zukunft der Menschheit. Die Autorin versucht ambitioniert das Für und Wider dem Menschen gegenüber zusammenzufassen. Immerhin darf Mensch nach einer knappen Abstimmung noch weiterleben. Aus dem kleinen Szenario der Mall wird plötzlich ein globales Thema. Alle aufgeführten Punkte sind relevant und der objektive Leser beginnt sich die Frage zu stellen, ob manches dafür nicht doch ein dagegen ist. Anschließend brechen die Drivel zu ihrer zweiten Runde auf und die angesprochene, von der KI geschriebene Story beginnt. Sie ist deutlich globaler angelegt, wirkt aber auch funktional und emotionslos wie der erste Teil niedergeschrieben. Christine Ruffert konzentriert sich ambitioniert auf die ange-

sprochenen Schlagwörter, verzichtet auf einen klassischen Spannungsbogen und drängt damit ihre Leser auch irgendwie aus dem anfänglich lesenswerten Text.

Auch Wolfgang Pippke alias Wolf Welling präsentiert in Zusammenarbeit mit Rainer Wittig eine für seine Fähigkeiten erstaunlich durchschnittliche Geschichte. Eine von der Pleite bedrohte Forschungsfirma erhält in »Schwarzer Lotus« vom Ministerium einen Millionenauftrag ohne Erfolgsverpflichtung. Pflanzen sollen in der Dunkelheit wachsen und blühen. Damit sollen mehr Agrarflächen erschaffen und der Hunger in der Welt bekämpft werden. Das Experiment gelingt sogar, aber der schwarze Lous hat andere Nebenwirkungen, welche das Interesse spezieller Gruppen weckt. Das Ende ist abrupt, auch wenn alle Komponenten der Realität entnommen worden sind. Die Grundidee der lichtlosen Pflanzen ist gut angelegt und die ersten Experimente überzeugen. Die plötzlich auftretenden Nebenwirkungen werden beschrieben, aber nicht erklärt. Das ist auf der einen Seite nicht notwendig, auf der anderen Seite unterminiert es aber den eher rudimentär vorhandenen Spannungsbogen. Vor allem vermisst der Leser Wolf Wellings stilistische Exzentrik und seine doppeldeutigen Dialoge, sodass »Schwarzer Lotus« wie das unterliegende Experiment allerhöchstens ein Teilerfolg abseits der Erwartungen vieler Leser ist.

Man kann es eben niemanden wirklich recht machen. Das ist das Fazit von Hubert Hugs »Routineuntersuchung«, in welcher eine perfekte medizinische Überwachung der Menschen zu finanziellen Engpässen auf der anderen Seite führt. Ob

die von einem Freund angesprochene Lösung nicht nur ein anderer Marketinggag ist, bleiben in dieser humorvollen kurzweiligen Geschichte offen.

Auch der zweite von Michael Iwoleit übersetzte Text »Stoßseufzer eines einsamen Bots« (Joachim Frank) ist eher eine humorvolle Miniatur. Der Leser kann die Verzweiflung und Einsamkeit des so menschlich argumentierenden Bots auf seiner Mission in jeder Zeile nachvollziehen.

»Der Markt regelt« von V. A. Kramer leidet ein wenig unter dem unglücklichen Titel, die Grundidee ist interessant. Eine Programmiererin stellt auf einem Nerd Kongress ihre Idee vor: Politiker sollen bei ihren Entscheidungen von KI mit besonderer, auch Parteiprogramme umfassender Programmierung in ihren Aufgabenbereichen unterstützt werden. So soll gewährleistet werden, dass trotz menschlicher Kontrolle sehr viel optimaler regiert wird. Ein Forschungsprogramm der Regierung, das umgehend auf die beiden Protagonisten einregnet, zeigt den Weg, wobei der schmierige, ein wenig überzogen gezeichnete Finanzminister weniger den Eindruck macht, als das er aus seiner persönlichen Perspektive Hilfe benötigen könnte. Die Idee wird gut entwickelt, die Figuren wirken dreidimensional und V. A. Kramer verzichtet auf die leicht mögliche emotionale Beziehung zwischen den Hauptfiguren, sondern konzentriert sich auf die Grundidee; den Druck der Politik und schließlich auch eine mögliche Lösung.

Der verstorbene Rainer Schorm greift – wie der Anhang zeigt – in »Aufrecht!« ein medizinisches Programm auf, dessen Ziel mittels Unterstützung von Prothesen ein

besserer Bewegungsablauf der Patienten ist. Bei der Erkundung eines fremden Planeten – es erscheint allerdings ein wenig konstruiert, dass nach der Landung nur ein Besatzungsmitglied schon wach ist und nach draußen darf – gehört das Crewmitglied buchstäblich in eine Schiefelage. Eine gut geschriebene klassische Science-Fiction-Geschichte, die ein Standardsujet geschickt mit dem gegenwärtig schon möglichen medizinischen Standard verbindet.

Felix Woitkowskis »Ada wie A – A wie Archiv« ist eine dieser typischen stilistischen Spielereien, mit denen der Autor auch in seinen beiden längeren Werken begeistert wie frustriert. Als Tagebuchaufzeichnungen geschrieben spannt der Autor einen weiten Bogen bis zur potenziellen Zeitreise. Adressat der Tagebuchaufzeichnungen ist die verstorbene Frau. Sie ist allgegenwärtig und der immer verwirrter werdende Autor/Erzähler möchte quasi durch die Zeit zu ihr reisen. Der Leser kann nicht aber nicht erkennen, ob sein mehr und mehr verwirrter Zustand diese Idee in sich trägt oder tatsächlich die technischen Möglichkeiten der Zeitreise gegeben sind. Auch wenn der Text durch die Tagebuchform distanziert wird, gelingt Felix Woitkowskis gegen Ende mit den aufgefundenen letzten Zeilen eine emotionale Trendumkehr und rückt den Protagonisten wieder näher an die Leser heran.

Hubert Hug & Michael Schmidts »Innovation mit Nebenwirkungen« ist eine wunderbar zu lesende Satire. Der Druck ist mächtig, das Fleisch ist schwach. Also entschließen sich zwei Forscher, zwei bekannte und hinlänglich genutzte Pflanzen/Kräuter aus Lateinamerika und Afrika

miteinander zu kreuzen. Die Nebenwirkungen werden zumindest teilweise ignoriert. Das zeigt sich insbesondere beim Forscherpaar, wobei zumindest ein relevanter Teil der menschlichen Bevölkerung von der neuen »Medizin« profitiert. Kurzweilig geschrieben, gut strukturiert und mit einem entsprechend zufriedenstellenden Ende versehen – Geld und Sex regieren die Welt – überzeugt sie vor allem, weil die wissenschaftliche Idee auch literarisch zufriedenstellend präsentiert worden ist.

Auch Maximilian Wust Zusammenarbeit mit Annika Rothenaicher führt die Leser durch »Briefe an die D N A«. Eigentlich heilt die Genetikerin Kame Erbkrankheiten und ermöglicht es zahlungskräftigen Ehepaaren, mit größtmöglicher Wahrscheinlichkeit, aber nicht absoluter Gewissheit gesunde Kinder zu haben. Sie ist die Beste ihres Fachs. Beim Besuch ihres Vaters stellt sie aber im eigenen Leben an Hand von Fotos Ungereimtheiten fest. Möglicherweise ist sie nur ein Klon; vielleicht ist ihr Vater auch nicht ihr leiblicher Vater? Die Geschichte bezieht seine Spannung aus der kontinuierlichen, aber für den Leser jederzeit nachvollziehbaren Dekonstruktion von Kames bislang geordneter und von ihr auch dominierter Welt. Sie beginnt die Kontrolle über die eigene Vergangenheit zu verlieren und ohne Kitsch oder Pathos beschreiben die beiden Autoren diesen inneren Fall vom eigenen Pantheon. Ein guter Abschluss der Anthologie.

Die verschiedenen Geschichten sind von Mario Franke und Uli Bendick farbig illustriert worden. Die einzelnen Bilder geben die Stimmungen der Geschichten

gut wieder. Dabei kombinieren die beiden Künstler verschiedene Stilrichtungen und beleben die manchmal ein wenig wissenschaftlich trockenen Texte mit entsprechenden Stimmungen.

»Tales of Science II« ist trotz einiger Texte, welche beharrlich den Rahmen ihrer Schöpfer zu sprengen suchen, eine gelungene Anthologie. Die Idee, Science-Fiction-Autoren wissenschaftliche Paten zur Seite zu stellen und auf der anderen Seite Autoren wie Hubert Hug und Ralph Alexander Neumüller für andere Texte ebenfalls zu Paten werden zu lassen, ist gut aufgegangen. Das Themenspektrum ist breit. Positiv ist auch, dass viele Texte trotz der wissenschaftlichen Herausforde-

rungen; dem stetigen Kampf gegen Budget und Politik und dem Druck, schnell kommerzielle Ergebnisse zu erzielen, auf die üblichen nihilistischen Klischees verzichten und verhalten optimistisch in die jeweiligen Zukünfte schauen. Der Leser sollte sich weder vom sperrigen Titel »Tales of Science«, noch dem Hinweis auf das microTec Südwest abhalten lassen. Das Erzählen von spektakulären Ideen steht im Mittelpunkt dieser Anthologie und übertrifft qualitativ sogar den vor einigen Jahren ebenfalls bei p.machinery veröffentlichten Vorgänger.

(Thomas Harbach)

Becky Chambers

UND HOFFENTLICH ZU LERNEN

(To Be Taught If Fortunate)

Carcosa Verlag, Oktober 2025, 220 Seiten

ISBN 978-3910914322



Mit »Und hoffentlich zu lernen« – der Titel hört sich prophetischer an, als die optimistische Science-Fiction-Geschichte positiv gesprochen ist – ist ja nach Perspektive der zweite oder dritte Kurzroman – die ersten beiden Geschichten gehörten zusammen –, den der Carcosa Verlag als handliches Hardcover auflegt. Der Text ist sowohl für den BSFA Award wie auch den HUGO und Locus als beste Novelle nominiert worden, hat aber keinen der Preise erhalten. Der Titel der Geschichte stammt aus der Botschaft Kurt Waldheims, dem Generalsekretär der Vereinten Nationen, welche auf der goldenen Schallplatte ist, die mit der Voyager-Sonde 1977 ins All geschossen wurde. Und diese Tradition des hoffnungsvollen Optimismus hinsichtlich der friedlichen Er-

forschung des Alls, des Überwindens der nationalen Grenzen und damit auch den Schranken im Kopf; die von Captain Kirk zu Beginn jeder Folge von »Raumschiff Enterprise« beschriebenen Fünf-Jahres-Mission setzt Becky Chambers in Form dieser inhaltlich eher klassischen, aber wissenschaftlich hochmodernen Geschichte fort, in welcher sie echte Menschen mit vielen Stärken, aber auch einigen Schwächen im All aufleben lassen wollte.

Im 22. Jahrhundert macht die Wissenschaft eine bahnbrechende Entdeckung, welche die Erforschung der Tiefen des Alls wieder möglich macht. Mittels Somaforming werden die Menschen den Bedingungen des Alls, aber auch der Planeten angepasst. Die Veränderungen beziehen sich in erster Linie auf Details. Die Menschheit schickt wieder Raumschiffe aus, wobei durch die Mischung aus Somaforming und Kälteschlaf die Forschungskreise weiter gezogen werden. Es gibt aber immer noch eine Art technische Grenze: Ungefähr 14 Jahre von der Erde entfernt ist Schluss. Natürlich vergeht die Zeit auf der Erde relativ schneller als an Bord der Raumschiffe, was sich gegen Ende der Geschichte deutlicher zeigt. Natürlich sind außergewöhnliche Sonnensysteme manchmal noch aus der Reichweite der Astronauten, was gegen Ende zu einer mannschaftsinternen Diskussion führt, und natürlich sind die Entdeckungen dieser inzwischen durch Crowdfunding finanzierten Expeditionen unter ökologischen Gesichtspunkten zu machen. Jeder Besuch auf einem anderen Planeten hinterlässt nicht nur einen positiven Fußabdruck der Menschen. Daher ist es sinnvoll, so vor-

sichtig wie möglich vorzugehen und möglichst viele Informationen zu sammeln, ohne viel Schaden anzurichten.

Ariadne ist eine der Pilotinnen, die sich mit drei anderen Besatzungsmitgliedern auf den Flug zu einem besonderen Sonnensystem macht. Es enthält drei Planeten und einen Mond, auf dem teilweise unter unwirtlichen Verhältnissen Leben möglich ist oder es Leben gegeben hat. Dieser Roman ist ihre Geschichte, ihr Bericht. Sie spricht aus der Ich-Perspektive die Leser direkt an. Viele Storys aus der Ich-Perspektive leiden unter den spannungstechnischen Einschränkungen. Bei einigen dramatischen Situationen weiß der Leser, dass der Protagonist/die Protagonistin überleben wird. Das bedeutet nicht unmittelbar, dass sie die ganze Reise überleben wird. Einzelne Autoren haben diese Art von Bericht schließlich zu einem Tagebuch gemacht, das lange nach dem Verschwinden des Autors gefunden wird. Auch Becky Chambers spielt am Ende mit dieser Idee. Sie lässt sich aber alle Optionen auch hinsichtlich einer potenziellen Fortsetzung offen. Das eigene Schicksal haben die vier Astronauten in andere Hände gelegt. Dabei wissen sie nicht mal, ob es diese Hände noch gibt.

Dieser seltsame Fatalismus mit zwei opportunistischen Lösungen, aber auch einem möglicherweise passiven Ende wirkt auf den ersten Blick angesichts des optimistischen Grundtons dieser Geschichte mit dem starken Willen Ariadnes, im Grunde ihr Leben im All zu verbringen – auch wenn sie wie alle anderen Besatzungsmitglieder ein wenig Heimweh verspürt – befremdlich. Die aufgeworfenen Pläne der

vier Astronauten haben Vor- und Nachteile. Diese werden ausführlich diskutiert, aber im Gegensatz zum Würfeln – wer als Erster einen Planeten betreten darf – oder den Abstimmungen bei schwerwiegenden Entscheidungen verlieren sich die Besatzungsmitglieder in ihren Argumenten. Es bleibt abzuwarten, ob die Autorin wirklich noch eine Fortsetzung verfasst, welche den Gordischen Knoten durchschlägt.

Das besuchte Sonnensystem hat vier Planeten und einen Mond, die nicht unterschiedlicher sein könnten. Ein Planet quillt förmlich vor tierischem Leben über, was in einer tragischen Sequenz gipfelt. Bei einer anderen Welt handelt es sich um einen Wasserplaneten, die wenigen kleinen Inseln sind inzwischen überspült, was die Landung und vor allem den Aufenthalt schwierig macht. Auf einem anderen Planeten wohnen die Astronauten in einer feuchten Höhle einer Zellteilung bei und feiern dieses Ereignis wie den Gewinn eines Superbowls. Und der Mond ist nur unwirtlich.

Alle Planeten haben aus Sicht der Astronauten ihre Stärken und Schwächen. Um die Erkundung realistischer zu machen, findet sich zum Beispiel in Ariadnes Bericht ein komplettes Ablaufprotokoll. Eher ein Hinweis an den Leser als ein normaler Bestandteil eines Berichts, den die Astronautin zur Erde zurückschickt. In der Hoffnung, eine Antwort zu erhalten. Auch verlässt Becky Chambers die subjektive Ich-Perspektive an einigen Stellen und entwickelt die Geschichte mit zahlreichen Dialogen zu einem klassischen Erzählstrang. Dadurch wird die Distanz zum Leser aufgehoben, welche die Einleitung mit

dem Hinweis auf einen Bericht, eine Botschaft an die Erde aufbaut.

Da die Astronauten sich in einer drangvollen Enge an Bord des Raumschiffs befinden und jede Handlung untereinander abgestimmt werden muss, entfällt eine Schwäche der Ich-Erzählergeschichte. Ariadne muss stellvertretend für den Leser nur wenig aus dritter Hand erzählt werden. Sie ist bei allem mittelbar oder unmittelbar Augenzeuge. Dadurch wirkt der Text deutlich dynamischer und die exotische Faszination der verschiedenen besuchten Welt färbt unmittelbar auf die Leser ab.

Am Ende kommt Ariadne zur Erkenntnis, dass die bisherige Reise der Mensch nur indirekt geholfen hat. Sie haben keine wertvollen Bodenschätze oder andere Reichtümer gefunden. Im Grunde nichts, was praktisch genutzt werden kann. Die Planeten können nur teilweise besiedelt werden und dann stellt sich die ethische Frage, ob der Mensch es überhaupt darf. Einige Planeten wie die fast komplette Wasserwelt stellen gänzlich andere Herausforderungen dar. Aber die Astronauten haben stellvertretend für die inzwischen auch nicht näher erläuterten, aber vermuteten Gründen schweigende Menschheit ihre Neugierde befriedigt. Sie konnten in biologischer Hinsicht einige Fragen teilweise beantworten und vor allem haben sie eines gewonnen, was früher mal sehr viel wichtiger als Aktienkurse oder Reichtum gewesen ist: Sie haben ihren Horizont, ihr Wissen stellvertretend für die ganze Menschheit erweitert.

Becky Chambers Geschichten sind nicht für jeden Leser etwas. Trotz der unterhaltenden, mit einem leicht lakonischen Un-

terton angelegten Geschichten und einer klassischen Spannungskurve mit einer dramatischen Wendung, welche eine wichtige Entscheidung bedingt, ohne alle Fakten zu kennen, handelt es sich in erster Linie um philosophische Gedankenspiele, weit ab von den theoretischen Elfenbeintürmen anderer Science-Fiction-Autoren. Mit Ariadne verfügt die Autorin über eine perfekte Mischung aus kindlich naiver Unternehmensfreunde und Nachdenklichkeit hinsichtlich der Folgen ihres Tuns. Da wird eine laufende Untersuchung auch schon einmal unterbrochen, um zum Leser zu sprechen und ihn auf eine einzigartige Art und Weise zu erden. Immer wieder macht sie deutlich, dass Mensch nur ein winziges Teilchen in einem gigantischen Universum ist und die minutiös vorbereiteten Expeditionen nur eine Art Schritt vor der Tür der eigenen Heimat sind. Nicht weniger, aber vor allem nicht viel mehr. Wie der Titel schon sagt, steht das Lernen im positiven Sinne und nicht das Erobern oder möglicherweise auch Zerstören im Vordergrund der Geschichte. Und diese Demut zeichnet den Text in der heutigen Zeit noch mehr aus als vielleicht die Zeit der ersten Eroberung des Weltraums.

Diese Erdung in Kombination mit der notwendigen Ehrfurcht vor jeglicher Art von Schöpfung könnten die Geduld der Leser strapazieren. Wer sich aber auf ihre Gedankenmodelle einlässt, wird auf eine interessante, einzigartige Art und Weise mit einer bodenständig entwickelten Science-Fiction-Story – den Geist der Siebzigerjahre atmend – belohnt. Das zeigt sich auch in der Dankbarkeit, mit welcher die Crew um Ariadne den Wundern begegnet,

welche der Kosmos für sie stellvertretend für die Menschheit bereithält. Das wirkt klein, ist aber eine unendlich große Geschichte.

(Thomas Harbach)



Regina Schleheck

VERGIFTETE ZUKUNFT

Achtzehn Versuche des Überlebens nach dem Sündenfall

AndroSF 193

p.machinery, Winnert, September 2024,

216 Seiten, Paperback

ISBN 978 3 95765 426 7

Auch wenn der Untertitel von Regina Schlehecks Kurzgeschichtensammlung »Achtzehn Versuche des Überlebens nach

dem Sündenfall« ist, trifft er bei Weitem nicht auf alle Texte zu. Es gibt auch positive Ausblicke, wenn in »Dölfchens wunderbarer Waschsalon« die Katastrophe durch ein rechtzeitiges Eingreifen abgelenkt oder besser aufgehoben wird. Alle Texte durchzieht aber eine latent ironische Note, ein manchmal fast spöttischer Unterton, der auf den ersten Blick konträr zu den dunklen, mahnenden Inhalten wirkt, aber bei näherer Betrachtung durchaus seinen Sinn hat.

Die hauptberufliche Oberstudienrätin und freiberufliche Autorin, fünffache Mutter und Herausgeberin lebt in Leverkusen. Seit mehr als zwanzig Jahren veröffentlicht sie vor allem Kurzgeschichten, für die sie unter anderem den Deutschen Phantastik Preis und den Glauser Preis in der Sparte Kriminalroman erhalten hat.

Alle Geschichten dieser Sammlung sind Nachdrucke. Einige der Texte sind in den Jahren mehrmals veröffentlicht worden. Allerdings ist das Spektrum der vorangegangenen Publikationen so weit, dass in der vorliegenden Konzentration die meisten Käufer und Leser noch nicht mit Regina Schlehecks Geschichten konfrontiert worden sind.

Sie hat ihre Sammlung in drei große Bereiche »Dünger der Dystopie«, »Aufbruch zu den Sternen« und »Dung der Dystopie« aufgeteilt. Wie einzelne Geschichten sollte der Leser diese Aufteilung nicht zu ernst nehmen. Der Schalk saß der Autorin irgendwie im Nacken, da sich einzelne Geschichten auch innerhalb der drei großen Abschnitte nahtlos verschieben lassen.

»Engelsfallen« ist eine Abrechnung mit der Schöpfungsgeschichte. Alles auf »sie«

gedreht, die Auseinandersetzung zwischen Gott und dem Teufel auf den Kampf von Frau gegen Mann reduziert und doch ganz anders. Nicht nur in dieser Geschichte greift Regina Schleheck gerne auf populäre Begriffe aus bekannten Fernsehserien oder anderen Romanen/Kurzgeschichten zurück. Weniger aus literarischer Faulheit, sondern manchmal blanke Ironie. So werden sich die Klingonen nach der Lektüre dieser Geschichte schütteln, wer für ihre Erschaffung verantwortlich ist. Pointierte Dialoge, interessante Wendungen und schließlich ein schlagendes Finale zeichnen diese Geschichte aus.

Thematisch könnten »Dölfchens wunderbarer Waschsalon« und »Der Schoss ist fruchtbar noch ...« zusammenhängen. Während die erste Geschichte das Eingreifen eines MIELES – der Leser muss die Definition schon in der Geschichte nachschlagen, aber auch das Prädikat Miele kommt nicht aus dem Nichts – beschreibt, konzentriert sich »Der Schoss ist fruchtbar noch ...« auf die Experimente des Protagonisten, an dessen Seite Eva mehr als eine verführerische Schlange ist. In »Dölfchens wunderbarer Waschsalon« entwickelt die Autorin aus einem bekannten Sujet zumindest gegen Ende eine sexistische Wendung, während »Der Schoss ist fruchtbar noch ...« wie eine nicht gänzlich abgeschlossene Fingerübung in den letzten Tagen des Untergangs erscheint. Der Tonfall ist in beiden Storys deutlich dunkler als in »Engelsfallen«, wobei in der ersten Story der Leser die Zusammenhänge ab der Mitte der Geschichte wahrscheinlich geplant erkennt, um den anschließenden Argumentationsketten besser folgen zu können.

Die Handlung wird durch die Überschrift »Ein Funke, der aus der Kohle springt und erlischt« sehr gut zusammengefasst. Nicht selten beginnen Regina Schlehecks Geschichten auf einer gegenwärtigen und realistischen Basis. Die Schließung der Zechen; die Arbeitslosigkeit des Großvaters; der Ausverkauf der Industrie durch die Heuschrecken – wobei Nokia ein schlechtes und falsches Beispiel ist und der Abbau der nächsten Arbeitsplätze. Alles aus der Perspektive der nächsten Generation, bei der sich aus dem Nichts und vielleicht auch auf übernatürliche oder außerirdische Art und Weise etwas ändert. Der Wechsel erfolgt abrupt, reißt den Leser aus dem bisherigen Handlungsstrom. Das kann funktionieren, sollte aber nicht zu oft angewandt werden, da es auch bedeuten könnte, dass die Autorin die Handlung nicht wirklich zu Ende führen wollte.

»Tonspur« ist ein zynischer Krimi um eine utopische Idee. Der Protagonist wird von einem gehörten Freund und Ehemann entführt und zu seiner von ihm ermordeten Frau gezerrt. Ein Gerät ermöglicht es, Töne eine gewisse Zeit aus der Vergangenheit hörbar zu machen. Wie alle technischen Erfindungen sollte sie allerdings umfangreicher eingesetzt werden. Ein zynisches, aber auch konsequentes Ende rundet diese kurzweilige Story ab.

Auch in »Jim Herrenlos« geht es um eine Erfindung. Dieses Mal um eine perfekte Potenzpille. Die Geschichte besteht aus dem Interview, das der Ich-Erzähler mit dem Erfinder führt. Zu Beginn sind die Antworten arrogant und selbst verliebt; die Bedeutung für die männliche Bevölkerung

entlang der Evolution wird in den Mittelpunkt gestellt. Auch hier ist das Ende pragmatisch und ironisch. Diese finale Drehung zeichnet positiv eine Reihe der hier gesammelten Geschichten aus und verstärkt die Wirkung der Pointe, während Regina Schleheck langsam das Tempo steigert; die fantastische Idee im mittleren Abschnitt fast beiläufig einführt; dann die entsprechenden Konsequenzen – nicht immer positiver Art – extrapoliert und schließlich den Figuren vor den Augen der Leser den Boden unter den Füßen wegzieht.

Es müssen nicht immer nur Erfindungen sein. In »Bekenntnisse eines Gutmenschen« kommt der Erzähler dem Geheimnis seines Kollegen auf die Spur. Aus den beiden wird anschließend ein perfektes Weltrettungsduo. Der realistische Auftakt führt in eine fantastische, allerdings auch antiquierte Science-Fiction-Idee, welche Regina Schleheck dann allerdings originell ausschmückt und so erstaunlich frisch erscheinen lässt.

Diese Vorgehensweise funktioniert aber nicht immer. »Kant ist Kacke« verfügt über ein enttäuschendes Ende, wobei der Plot nicht uninteressant ist. Als wissenschaftliches Experiment wurde der bekannte Imperativ in metaphorischer Art und Weise Russlands Wasser hinzugefügt. So beginnen die Infizierten streng nach Kants Maximen zu leben. Das führt natürlich zur entsprechenden Katastrophe. Die Ausgangsidee ist überzeugend, allerdings hat Regina Schleheck keine wirkliche Idee, wie sie aus der Kurzgeschichte eine zufriedenstellenden längeren Text, vielleicht auch eine Novelle macht. So endet die Story zwar in einem dunklen »Feuer-

werk«, aber der Leser führt sich zu wenig von der Autorin durch die von ihr aufgeworfene Prämisse geführt.

Der zweite Abschnitt ist zwar »Aufbruch zu den Sternen« überschrieben, aber auch hier ist das Motto nicht unbedingt Programm. So kommen quasi die »Sterne« zu dir in der Kurzgeschichte »Kopf in den Sternen«. Die Ich-Erzählerin rächt sich anscheinend an der Frau eines ehrbaren und rührigen Forschers, der für seine ganze Arbeit keine Lorbeeren einheimst. Im Schlusssatz erfährt der Leser, wer hier die »Steine« in der Hand ein. Eine gute bitterböse Pointengeschichte, auch wenn logisch gesprochen der Inhalt keinen realistischen Sinn macht. Aber das steht auf der anderen Seite des Firmaments niedergeschrieben.

»Web-Space« ist eine bizarre Geschichte um Menschen und Spinnen. Das brutale Verhalten den Spinnen gegenüber. Das Vertreiben aus ihren Lebensräumen, teilweise auch die Quälereien. Aber wie bei vielen Texten der Autorin beginnt sich aber der Mitte der Geschichte der Plot zu drehen; der Fokus zu verschieben. Die Pointe mag nicht so kraftvoll wie bei einigen anderen Texten dieser Sammlung sein, aber zumindest konsequent und mit einem Augenzwinkern erzählt. Big Spiders are watching you.

»Fly me to the Moon« und »Lost in Space« gehören verbunden durch die ungewöhnliche Protagonistin – in der zweiten Geschichte hat sie nur einen spektakulären Kurzauftritt – zusammen. Auch wenn der Plot nicht chronologisch aufgebaut, sondern irgendwie versetzt erscheint. So offenbart die erste Geschichte

eine wichtige Pointe, welche die Autorin in »Lost in Space« verklausuliert dem Leser noch ein wenig vorenthält.

»Fly me to the Moon« zeigt die Karriere einer jungen Frau mit dem ungewöhnlichen Vornamen Erdmute von einem eher unscheinbaren Vorort Hannovers bis in die Schaltzentralen der amerikanischen Macht – wobei Schaltzentrale ein relativer Begriff ist – und zum Mond, wo sie sich als Architektin ein ungewöhnliches Denkmal setzen möchte.

In beiden Geschichten greift die Autorin auf Persönlichkeiten und B-Promis zurück, die sie in ungewöhnliche Rolle »zwängt« und stellenweise auch auf exzentrische Art und Weise sinnfrei sterben lässt. Die ganze Lebensgeschichte wird aus der ironisch lakonischen Perspektive Erdmutes erzählt, wobei Regina Schleheck auf der einen Seite auf eine gewisse Distanz setzt, auf der anderen Seite den Leser auch nahe heranholt. Da die Autorin die Chronologie einhält, ist das Ende für den Leser eine Überraschung. Andere Autoren oder Autorinnen hätten den dramatischen Höhepunkt, den finalen Flug an den Anfang der Geschichte gesetzt und den Plot rückblickend entwickelt.

Der Titel von »Lost in Space« bezieht sich auf die letzten Absätze dieser überdrehten politischen Parodie, ist aber im direkten Zusammenhang mit »Fly me to the Moon« keine wirkliche Überraschung. Fast beiläufig wird dem Leser klar, wer der Erzähler ist; warum er unbedingt amerikanischer Präsident werden muss und das ein Teil seiner »Ausbildung« inklusive der größten Erfolge in der Zeit nach Trump für das Amt der ältesten und seltsamsten De-

mokratie inzwischen elementar sind. Stilistisch immer am Rande der Parodie erzählt, zahlreiche Seitenhiebe auf ehemalige und amtierende Politiker einbauend; das Finale auf dem Mond – nicht der einzige Text in diesem zweiten Abschnitt, in dem der Mond wichtig ist – und natürlich der schon angesprochene Bogenschlag zum pointierten Titel. Regina Schleheck verdichtet überzeugend den Plot, reißt den Leser immer wieder kurzzeitig aus ihrer absurden politischen Gedankenfolge, um ihn im nächsten Moment viel tiefer in den amerikanischen Morast einsinken zu lassen.

»Ein Schiff wird kommen« wirkt dagegen deutlich konstruierter. Eine Reise zu den Sternen an Bord eines Luxuskreuzfahrtraumschiffes. Natürlich muss ein Vergleich zur Titanic erfolgen. Dabei ist sich der Leser wie die Protagonisten Judith nicht wirklich sicher, ob sie diese Reise tatsächlich unternimmt oder es sich um eine virtuelle Realität, vielleicht auch nur einen dreidimensionalen Film handelt. Immer wieder springt der Plot auf den Anfang zurück. Aber Regina Schleheck agiert irgendwie übermotiviert und dem Text fehlt die selbstironische Leichtigkeit einiger anderer Storys dieser Sammlung.

»Sternschnuppen« ist eine der ungewöhnlichen Liebes- und im Grunde auch Leidensgeschichten. Die junge Frau liebt einen Vulkanier und erwartet ein Kind von ihm. Beim Besuch der Mutter offenbart sich ein doppeltes Familiendrama. Die Kürze der Geschichte ermöglicht keine zufriedenstellende Charakterisierung der Protagonisten. Die Pointe lässt sich erahnen, auch wenn der pragmatische Ansatz der Mutter sich in die kleine Phalanx von

zynischen Storys mit kriminalistischen, eher kriminellen Elementen reiht, welche den Reiz dieser Sammlung ausmachen.

Den letzten Absatz der Geschichte hat die Autorin mit »Dung der Dystopie« überschrieben. Das hört sich sehr viel zynischer oder erhabener – alles eine Frage der Perspektive – an, als es sich in den dunklen Herzen der Storys präsentiert.

»Herz-krank-Gefäß« ist eine bitterböse Geschichte um die rücksichtslose Forschung am lebenden Objekt basierend auf im Grunde nicht lebensfähigem Material. Der Text steuert sehr direkt auf die zynische Pointe hin. Die Figuren sind für den kurzen Text zu wenig nachhaltig entwickelt; die Dialoge zwar pointiert geschrieben, aber der Geschichte fehlt das im Titel angesprochene Herz.

»Monster« – eine Alliteration auf die Geburtsstadt der Protagonisten Münster – ist eine seltsame First-Contact-Geschichte. Der Protagonistin begegnet ein Außerirdischer, der ihr wie eine Art feuchter Traum erscheint. Allerdings erdet der Pragmatismus schließlich die Protagonisten. Regina Schleheck hat öfter mit diesem Sujet in der Sammlung gespielt. Sex und Liebe zwischen den Rassen im positiven Sinne. Ohne zu viel zu verraten, wären Vulkanier eher gewöhnliches Material. Dabei taucht die Autorin tief in die Seelen ihrer überwiegend weiblichen Figuren – von Heldinnen sind sie fast alle bis auf die resolute Erdmute weit entfernt – ein und zeichnet die sich entwickelnden emotionalen Bindungen gegen alle logischen Wahrscheinlichkeiten ohne Kitsch oder Pathetik nach. Das macht den Reiz vieler der hier gesammelten Storys aus.

»Untertauchen« ist die mit Abstand längste Geschichte dieser Sammlung. Die Novelle, vielleicht auch der Kurzroman, nimmt ein gutes Drittel des Buches ein. Im Vergleich zu einigen anderen, zu kurzen Geschichten im Vergleich zu den gewichtigen Ideen hat Regina Schleheck in »Untertauchen« den literarischen Raum, um sich wirklich zu entfalten. Es ist eine tragische Liebesgeschichte, wobei die einzelnen Aspekte vom Leser erahnt, aber nicht wirklich verstanden werden. Erst am Ende fallen sie zusammen.

Malin stürzt an Bord eines Flugzeuges über dem Meer ab. Die Maschine geht unter. Er findet sich später in einem isolierten Raum wieder. Eine Art Gefängnis, auch wenn man ihn offensichtlich vor dem Tod gerettet hat. Sein Retter heißt Keko, zeigt sich aber nicht wirklich. Im Laufe der Geschichte entwickelt sich eine Kommunikation zwischen Malin und Keko, bei welcher Malin erkennt, dass er eher eine Art geretteter Kollateralschaden ist und sein Aufenthalt in dieser nassen Zelle notwendig erscheint, weil er ansonsten Geheimnisse an die Oberfläche bringen könnte.

Die dritte relevante Person ist die junge Kala. Sie ist Finnin, allerdings hat sich ihr Vater nach ihrem sechsten Geburtstag aus dem Staub gemacht. Inzwischen wohnt der reiche Finanzjongleur auf einer eigenen Insel in der Südsee, fernab von der Welt. Als Kalas Mutter stirbt, muss die noch minderjährige Kala zu ihrem Vater. Anfänglich kann er nichts mit seiner Tochter, der einzigen Erbin seines Imperiums, anfangen. Allerdings verbindet sie schließlich das Tauchen, wobei ihr Vater es immer zur Jagd nutzt. Mit einem fatalen Ausgang.

Regina Schleheck lässt sich – wie eingangs erwähnt – Zeit, ihre Figuren zu entwickeln. Kala spricht direkt mit den Lesern, scheint als Ich-Erzählerin über einige Informationen mehr zu verfügen, die sie allerdings nicht dem Leser zur Verfügung stellen will. Die Zusammenhänge werden erst später klar.

Die Handlungsebene um Malin und Keko ist deutlich komplizierter. Auf der einen Seite ist Malin dankbar, dass er gerettet worden ist. Je länger seine Gefangenschaft dauert, desto mehr kann er sich auch vorstellen, dass ein schneller Tod im Flugzeug besser gewesen wäre. Absichtlich spielt die Autorin auch in diesen Szenen mit einer Reihe von Klischees, bevor sie final ein wenig überstürzt diesen Handlungsbogen fast tragisch auflöst – in einer emotional kraftvollen, aber nur bedingt überraschenden Pointe. Kala lernt der Leser besser kennen. Auch wenn die Welt der Reichen sie nicht unbedingt anzieht, erkennt sie auch gewisse Vorteile. Zumindest für den Augenblick.

Die Liebesgeschichte ist vielleicht der bizarrste Teil des Plots. Wie Monika Niehaus bereitet Regina Schleheck den Leser zum Teil drauf vor, in dem sie indirekt und ohne den Handlungsstrom zu stören Wissen in ihre Geschichte einfließen lässt. Wie es sich schließlich entwickelt, steht auf einem anderen Blatt. Ob es in sich logisch ist oder nicht, spielt auch keine Rolle. Es ist, wie es ist, und so soll der Leser auch dem zum Teil tragischen Schicksal der Protagonisten folgen. Wie eingangs erwähnt ist es eine im Grunde doppelte Liebesgeschichte. Einmal eine sexuelle Komponente und dann die Liebe einer

Mutter zu ihrem Kind. So schwer die Zeiten und die Umstände auch sein mögen.

Durch die Länge und damit die überzeugende Plotentwicklung beginnend mit der Eröffnung auf zwei Ebenen; durch die sorgfältige Entwicklung der Protagonisten und den absolut bodenständigen Stil, in dem Regina Schleheck »Untertauchen« – im Titel finden sich Kala, Keko und Malin aktiv wie passiv wieder – erzählt, überzeugt die Novelle nicht nur, sie bildet den Höhepunkt dieser Sammlung.

Mit der letzten Geschichte »Ein Audi« schließt sich nicht nur eine Art Kreis, das Titelbild basiert auf einer der stärksten Impressionen dieser Sammlung. Ein Künstler will gegen die Umweltzerstörung in der Arktis mit einem Flügel – geliefert von Amazon Drohnen – demonstrieren. Allerdings verläuft die Aktion nicht wie geplant, aber jemand muss noch das menschliche Desaster aufräumen. Der Bogenschluss vom dunklen Realismus zum bitterbösen Humor der ersten Geschichte »Engelsfallen« ist deutlich, aber funktioniert besser als einige andere Enden in dieser Sammlung.

Der Titel »Vergiftete Zukunft« passt nicht ganz. Es handelt sich nicht nur um Geschichten des Überlebens nach dem Sündenfall. Das trifft nur zu, wenn der Leser »Engelsfallen« als Ausgangsbasis einer Art Fugenroman nimmt und alles, was sich an diese Story anschließt, ist automatisch und immer nur ein Sündenfall. Dann wären es allerdings nur siebzehn Geschichten, denn der Sündenfall fand ja in der Auftaktstory statt. Das ist aber Kleinkrämerei. Die Autorin nutzt nicht selten alte Themen des Genres, vielleicht so-

gar Klischees und erzählt sie auf eine befreiende ironische Art und Weise originell anders. Nicht immer wirklich neu, aber mindestens anders. Dazu kommen einige Texte, in denen sie, basierend auf den bekannten Persönlichkeiten der Gegenwart ihre literarischen Elfenbeintürme in die jeweiligen Himmel ragend, entwickelt. Zusammengefasst präsentiert Regina Schleheck eine lesenswerte und wie mehrfach betont andere Art von Sammlung nachdenklicher, aber auch gleichzeitig zynisch ironischer Geschichten, mit einem teilweise zwinkernden Auge geschrieben. Zwischen den Zeilen zeigt sich, dass die Storys dicht an der Gegenwart entwickelt sich auch in der Zukunft vor allem mit Menschen und ihren wenigen Stärken, aber zahlreichen, in erster Linie auch emotionalen Schwächen beschäftigen. Kleines Kino, groß präsentiert.

(Thomas Harbach)

Herbert W. Franke

ZENTRUM DER MILCHSTRASSE

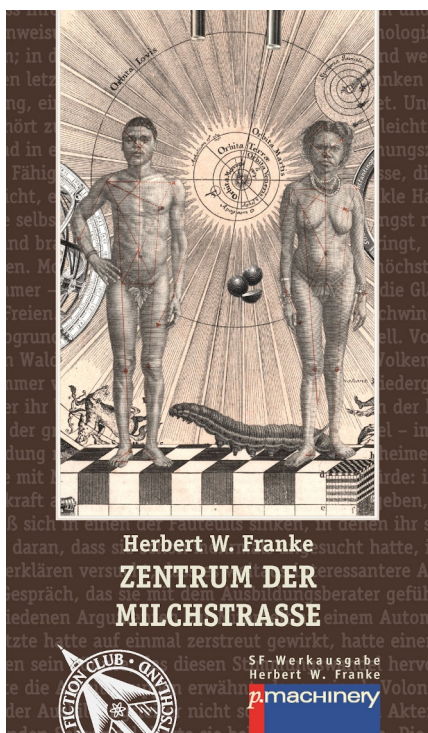
Science-Fiction-Roman

SF-Werkausgabe Herbert W. Franke, Band 24, hrsg. von Hans Esselborn und Susanne Päch

AndroSF 186, p.machinery, Winnert, Juni 2024, 320 Seiten

Paperback: ISBN 978 3 95765 405 2, Hardcover: ISBN 978 3 95765 406 9

Mit dem SFCD-Literaturpreis ausgezeichnet ist der 1990 zum ersten Mal im Suhrkamp Verlag publizierte Roman »Zentrum der Milchstraße« in vielen, nicht von Hans Esselborn in seinem Nachwort angesprochenen Punkte ein wichtiger, bemerkens-



werter und gleichzeitig auch seltsamer Roman in Herbert W. Frankes umfangreichem Schaffen. Es ist der letzte Band, der im Suhrkamp Verlag erschienen ist. Zwischen 1976 mit »Ypsilon Minus« (1976) bis 1990 erschienen insgesamt zehn Romane. Erst vierzehn Jahre später kehrte Herbert W. Franke mit vier weiteren Arbeiten im DTV-Verlag zur Science-Fiction in Romanform zurück.

Hans Esselborn definiert und extrapoliert den Begriff der Intertextualität im Bereich der Science-Fiction mittels einer ausführlichen Darstellung des Romans und seinen in Manuskriptform vorliegenden Fassungen. Dabei gibt es einfachere

Methoden, »Zentrum der Milchstraße« zu definieren. Mehrmals wird die Idee angesprochen, dass Gott im Gegensatz zu den Menschen kein Schöpfer, sondern ein Programmierer ist, der kontinuierlich auch mithilfe von Menschen in die fortlaufende Schöpfung eingreifen könnte.

Schon 1988 erschien in den USA mit Andrew M. Greeleys »Der Mann, der Gott spielen durfte« ein Roman, in dem es vor allem um die Frage geht, inwieweit ein unvorbereiteter Mann – bei Greeley ist es ein katholischer Priester – mit der Situation umgeht, plötzlich in einer Simulation andere Menschen beeinflussen zu können.

Bei Herbert W. Franke geht es um die Frage, ab wann sich die naturwissenschaftlich mit allen entsprechenden Seitenarmen von der Religion abgehoben hat und ob die Menschen noch in einer realen Welt leben oder diese »Welt« auch mittels Eingriffen in den Schöpfungscode verändert werden kann. Es geht aber nicht um die von Autoren wie David Galouye, Brandon Q. Morris oder Andreas Brandhorst aufgeworfene Frage, ob diese »Welt« real oder simuliert ist.

Der Informatiker Alvin Katz hat bislang eine solide Existenz. Er lebt mit einer Frau zusammen, die er liebt. Seine Freunde stehen zu ihm und seine Arbeit macht ihm Spaß. Eines Tages erhält er von seinem Arbeitgeber VSE eine besondere Aufgabe. In den nächsten Wochen verliert er seine Freundin an einen Verführer, sein Geld und damit auch seine Wohnung durch einen betrügerischen Freund und schließlich auch seinen eigentlichen Job.

Alvin Katz landet ganz unten und wird von einem Mönch gerettet. Ein einsam ge-

legenes Kloster nimmt ihn auf. Auf den ersten Blick muss Alvin Katz seine bisherige Existenz aufgeben, er beginnt im Kloster von ganz unten noch einmal von vorn. Allerdings kommt einer seiner Glaubensbrüder unter seltsamen Umständen ums Leben und die Aufnahme im Kloster scheint auch mit seinem Beruf und weniger seinem sozialen Absturz zusammenzuhängen.

Mona ist in Alvin Katz' Abteilung und liebt ihn heimlich. Das wird ihr aber erst sehr viel später klar. Als Katz nicht mehr zur Arbeit erscheint und niemand etwas über seinen Verbleib zu wissen scheint, macht sie sich auf die Suche. Diese führt sie über die Unterwelt und eine Wahrsagerin unter Lebensgefahr auch zum Kloster.

Viele von Herbert W. Frankes Romanen bis in seine Spätphase beinhalten auch die Suche nach verschwundenen Menschen. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um Mentoren handelt; Menschen, die man (heimlich) liebt oder die verschwundenen Väter. Der Leser verfolgt nicht nur diese Suche auf Augenhöhe. Mit der subjektiven Betrachtung der entsprechenden Ereignisse und vor allem der einzelnen Begegnungen erhält der Leser ein relativ komplexes Bild von Herbert W. Frankes dunklen Zukunftsvisionen. Während seine ersten Bücher vor allem in engen Raumschiffen oder unterirdischen und damit auch unmenschlichen Komplexen inklusive der Ausnutzung der Betriebsmasse Mensch durch oligarchische oder diktatorische Führungen spielten, erweitert Herbert W. Franke seine Perspektive konsequent bis zu seinen letzten Büchern, die deutlich näher an der Realität des Lesers spielen und vor allem gegenwärtige poli-

tische Exzesse als Grundlage futuristischer, aber auf die Erde beschränkter Konflikte nehmen.

»Zentrum der Milchstraße« mit der Suche Monas in den Sünden Pfuhlen der Gettos, als Prostituierte verkleidet, ist ein erster Schritt in diese Richtung.

Herbert W. Franke hat den Roman ganz bewusst auf zwei Handlungsebenen aufgeteilt. Auch das ist beim Österreicher kein Novum. Die beiden Spannungsbögen bewegen sich in seinem umfangreichen Werk mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten aufeinander zu. Dabei ist die finale Begegnung nicht selten nicht das Ende, sondern der Anfang von etwas Neuem. Das abrupte Ende des vorliegenden Romans impliziert, dass die von Alvin Katz und Mona mehrfach unter unterschiedlichen Umständen angesprochene Reise ins »Zentrum der Milchstraße« schließlich stattfindet.

Aber »Zentrum der Milchstraße« ist nicht nur an Simulationsvisionen wie Galouyes »Simulacron 3« angelehnt. Selten ist Herbert W. Franke Philip K. Dick mit seiner Zertrümmerung der Realität, aber auch der Frage nach einem höheren Wesen, das nicht zwangsläufig Gott sein muss, näher gekommen.

Für einen unterkühlten Wissenschaftler mit seiner streng dogmatischen Vorgehensweise, basierend auf den Erkenntnissen der Naturwissenschaften, ist diese inhaltliche Wendung auf den ersten Blick verblüffend. Auf den zweiten Blick verweigert Hebert W. Franke auch durch Alvin und Mona konsequent finale Antworten und stellt eben nur Theorien in den Raum.

Herbert W. Franke setzt sich mit dem scheinbaren Widerspruch zwischen der

modernen Theologie und den Wissenschaften auseinander. Das Kloster versteckt wie bei Umberto Eco verschiedene Geheimnisse. Der Hort des Wissens ist eine Illusion. Es gibt keine Bücher mehr. Moderne Computer dominieren in den Kellergewölben des Klosters. Aber um diese perfekte Fusion aus Glauben und Technik zu erreichen, muss erst der Geist gebrochen und neu geformt werden. Auch wenn Alvin Katzs Fähigkeiten von den Oberen des Klosters benötigt werden, um zumindest die Vorgänge einzelner Brüder tief unten Nahe der »Hölle« zu verstehen, muss Alvin Katz erst einer der Ihren werden. Dieser Widerspruch mit der Gefahr, das Know-how des »Rettungsankers« zu verlieren, ist aber elementar, da alle Figuren sich beim vorliegenden Roman aus ihren Komfortzonen bewegen müssen.

Neben der Definition der beiden Bereiche geht es aber auch um die Frage, ab wann der religiöse Schöpfungsprozess durch die fortlaufenden Erkenntnisse nicht nur der Naturwissenschaften, sondern vor allem der Computer Forschung mit der Idee, neue andere künstliche Welten zu erschaffen, ad absurdum geführt wird. Alleine das Verstehen der Vorgänge, das Eingreifen eines der Brüder in die Realität und die Programmierung von abweichenden »Strömungen« sollte nicht ausreichend sein, um Gott spielen zu können. Bei Andrew Greeley ist diese Idee deutlich überzeugender extrapoliert worden. Andersherum kann natürlich auch die Frage gestellt werden, ab wann wird Mensch mit seinem Schöpfer gleich? Künstliche Empfängnis, Kloning oder die angesprochenen Simulationen werden in dieser Hinsicht bei Franke

nur gestreift. In seinen bisherigen Romanen gab es nicht immer positiv dargestellt entsprechenden Fortschritt ohne Glauben. Religion war immer unwichtig, hatte ein seltsames Nischendasein. In vielen seiner früheren antiutopischen Werke gab es zu viele narzisstische, sich gottgleich ansehende »Herrscher«, während die Helden immer den Status des widerwillig reagierenden Antihelden innehatten. Vieles wirkt im vorliegenden Buch deutlich größer und doch mit der Fokussierung auf nur wenige Personen auch wieder individueller, kleiner.

Vor allem weil Herbert W. Franke eine interessante Flanke behandelt. Könnte die Erschaffung von virtuellen Welten und damit der entsprechende Schöpfungsprozess auch nur ein Teil des göttlichen Plans der Delegation von Verantwortung an seine »Kreaturen« sein? Erst gegen Ende dieses stringenten Romans wird diese Idee angerissen. Eine zufriedenstellende Antwort liefert der Österreicher nicht. Aber das steht auf der Linie seiner anderen Romane, in denen Franke der ewige fragende Mahner ist, aber nur selten finale Antworten präsentiert, um seine Leser nicht in das vor der Lektüre vorherrschende Phlegma zurückfallen zu lassen. Herbert W. Frankes Romane sind immer intellektuelle Arbeit. Nicht immer zufriedenstellend, nicht immer befriedigend, aber die Interaktion zwischen den Elfenbeintürmen Frankes und der Erwartungshaltung, aber auch die Position des Lesers hebt viele seiner frühen Romane auf eine andere Ebene als die Massenunterhaltung im Bereich der Science-Fiction.

Ein wenig konstruiert erscheint, dass der inzwischen geläuterte Alwin dem Be-

auftragten der Vereinigten Kirche innerhalb von acht Tagen erklären soll, was die Forschung der rationalen Theologen im Keller des Klosters wirklich bedeuten soll. Das wirkt, als wenn innerhalb der Kirche ein ordentliches Misstrauen gegenüber dem Untergebenen herrscht. Dieses Misstrauen erreicht noch nicht die Stufe der Paranoia, entspricht aber einigen Thesen in Frankes Büchern. Subversion und im Grunde eine Fäulnis im System finden sich in seinen ersten Arbeiten. Die nicht demokratischen Regierungen sind von der Zeit überholt worden. In »Die Kälte des Welt-raums« geht es auch nur noch um die Bestrafung der überlebenden Diktatoren. In »Zone Null« hat sich der Krieg überlebt und wird nur noch als Kontrollmittel eingesetzt. Im vorliegenden Buch geht es um die schon angesprochene Frage, ab wann die Schöpfung nicht nur dem Schöpfer auf eine andere, technisierte Art und Weise »gleich« ist. Ab wann ist der Plan nicht mehr Gottes Plan? Hans Esselborn spricht von einem faustischen Pakt. Aber das ist auch nicht ganz richtig. Es gibt keinen Pack. Es gibt nur grenzenlosen Fortschritt, der nicht zuletzt dank der Computer den ursprünglichen, von den christlichen Theologen festgehaltenen Plan in eine schwer weiterhin mit den alten Argumenten vertretbare Ecke gedrängt hat. Es gibt im Grunde nur zwei Möglichkeiten. Augen zu und mit viel Toleranz durch oder das Rad der Zeit und damit des technischen Fortschritts zurückzudrehen. Es ist blanke Ironie, dass das Feuer am Ende der Geschichte nicht das schöpferische Herz unter dem Kloster erreicht. Bei Poe ging das »Haus von Usher« und damit der Schre-

cken der Vergangenheit im Flammenmeer unter. Auch bei Umberto Eco stand das Feuer für das Ende von etwas Altem, etwas Schrecklichen. In beiden Geschichten aber auch nicht für einen Neuanfang. Bei »Zentrum der Milchstraße« ist das Feuer zu einer Art Illusion geworden, welche das Alte, das Etablierte, aber im Grunde auch Überholte vernichtete und dem Neuen einen dornigen Weg ebnete. In dieser Hinsicht ist die finale Reise von Alwin und Mona inklusive eines neuen Anfangs zumindest konsequent.

Interessant und gleichzeitig ein wenig distanziert dargestellt sind die unterschiedlichen Thesen. Für den klösterlichen Programmierer Sebastian ist es »normal«, Gottes Plan zu folgen und damit eine künstliche Welt zu schaffen. Als Mensch und damit Krone der Schöpfung hat er sogar das nicht verbriefte Recht, Wissen zu erweitern. Hier wären wir wieder beim Faust ohne den Teufel als Partner. Vielleicht manchmal ein Vorteil. Sebastian kann die Naturgesetze manipulieren und der eher theoretisch und weniger dogmatisch ausgerichtete Alwin erkennt darin einen »Beweis« – keinen schlagenden allerdings –, dass Gott seinen Menschen ein ultimatives Spielzeug in die Hand gegeben hat.

Herbert W. Franke beschränkt sich allerdings auf die Manipulation der Naturgesetze und damit die Idee, dass Gott eine Art Programm, ein Computerspiel erschaffen hat. Bei Brandhorst oder Galouye ist es der Mensch, der mittels eines Computerprogramms erkennt, dass er selbst eine Simulation ist. Alwin Katz nimmt das Ergebnis erstaunlich trocken

auf. Auch Monas Weltbild wird nicht wirklich erschüttert. Emotionen und damit heißblütige dreidimensionale Charaktere gibt es bei Herbert W. Franke so gut wie nie. Auch »Zentrum der Galaxis« ist keine Ausnahme. Daher wirken die von zahlreichen realen Zitaten verschiedener Philosophen begleiteten, aber auch fiktiven News die Welt erschütternde Erkenntnis ausgesprochen pragmatisch. Okay, wir könnten Teil eines Computerspiels sein ... Zeit, die eigenen Träume umzusetzen.

Sebastian wollte Jesus' Wunder mittels des Computers erklären und findet sehr viel mehr. Alvin Katz dagegen sieht den potenziellen technischen Nutzen und beginnt sich im Gegensatz zum eher devoten und weiterhin fest seinem Glauben verbundenen unterwürfigen Sebastian, sich auf einer potenziellen Stufe mit Gott zu fühlen. Zwei Weltenschöpfer Aug in Aug. Dass es vielleicht auch nur eine Quantensimulation, ein künstliches Wesen sein könnte, das mit einem Tastendruck eliminiert werden kann, wie momentan die Naturgesetze manipuliert werden, kommt Alvin an keiner Stelle in den Sinn. Das wirkt leider unglaublich, so sehr sich Herbert W. Franke auch intellektuell bemüht, ein bekanntes Thema der Science-Fiction von einer innovativen wie originellen Art und Weise anzugehen. Es geht Franke um die philosophische Frage der Erkennbarkeit der Welt. Hier führen viele sehr unterschiedliche Wege nicht unbedingt alle nach Rom, sondern in die Keller des abgeschieden gelegenen Klosters. Und diese Wege sind hinsichtlich der latent vorhandenen Kriminalhandlung mit zwei Morden und einem mittels Rosen

durchgeführten Mordversuchs erstaunlich blutig.

»Zentrum der Milchstraße« – der Titel ist in mehrfacher Hinsicht unterschiedlich interpretierbar und dient nicht nur als Metapher auf Gottes Schöpfung: den Menschen – ist der Abschluss von Herbert W. Frankes langer Auseinandersetzung mit den Themen Mensch-Natur-Technik. Natürlich erschienen in einem zeitlichen Abstand noch vier Romane im DTV-Verlag. Aber in diesen vier umfangreichen Werken erkennen sich zahllose Themen, die ein jüngerer Franke schon auf eine andere Art und Weise angegangen sind. Die vier Epigonen sind kein Neuland, auch wenn sie mit einigen Schwächen und nur wenigen Stärken immer noch eine zufriedenstellende Unterhaltung anbieten. Vielmehr ist durch die Auseinandersetzung mit dem Thema dogmatischen Glauben gegen progressive Wissenschaft im vorliegenden, nicht alle Fragen beantwortenden und nicht immer leicht zu lesenden Roman für Herbert W. Franke alles gesagt worden, was er als Autor final zu sagen hat. Die Welt ist für ihn als Exzess des Zweiten Weltkriegs und den Schrecken der Nazis ein politisches Minenfeld, das weiterhin das Individuum unterdrückt. Zusätzlich ist die Welt aber inzwischen auch ein Spielzeug, das in unterschiedlichen Händen ein virtuelles simuliertes Paradies oder eine weitere technokratische Hölle sein kann. Vielleicht spricht es für die Reife in Frankes Roman, dass der Mensch diese Entscheidung nach dem ganzen Forschen um das, was die Welt zusammenhält – hier greift Franke wieder eine Idee, aber nicht den Teufelspakt aus

Ein Zukunftsroman
von Luca Zacchei

DIE WOLKE DES WISSENS

Die nahe Zukunft: »Gnosis« ist die globale Künstliche Intelligenz, die die Arbeit zwischen Mensch und Maschine mit akkurater Effizienz koordiniert und optimal verteilt. Die allwissende Wolke bietet stets die passende Lösung für die Bildung einer neuen Gemeinschaft an und macht die Menschheit besser als je zuvor. Ist aber die Freiheit des Informationsflusses wichtiger als diejenige des Individuums?



408 Seiten
ISBN-Nr.: 978-3-9899511-7-4
19.99 €



In der Buchhandlung deines Vertrauens.

Goethes »Faust« auf – immer noch auf eine seltsame, im Grunde nicht logische Art und Weise in den eigenen Händen hält.

Als Band 24 der Herbert W. Franke Werkausgabe verfügt der Band neben Thomas Frankes so prägnantem Titelbild über die Laudation hinsichtlich der Verleihung des SFCD-Literaturpreises, die Auflistung der bisher nur zwei Veröffentlichungen als Taschenbuch und E-Book sowie das mehrfach angesprochene umfangreiche Essay von Hans Esselborn, das mit seinem Schwerpunkt von Intertextualität trotz zahlreicher kongruenter Zitate aus dem Werk oder von entsprechenden Theologen an Frankes eigentlicher Intention hinsichtlich einer weiteren Auseinandersetzung mit dem schwachen Wesen Mensch im Brennpunkt einer technisch vorausseilenden Welt vorbei schießt.

(Thomas Harbach)

Verlag Dieter von Reeken

Brüder-Grimm-Straße 10 · 21337 Lüneburg · www.dieter-von-reeken.de



Rainer Eisfeld

Sozialwissenschaft und Science Fiction

Dokumente eines „Doppellebens“

Hrsg. von Dieter von Reeken zum 85. Geburtstag des Autors

Paperback, 303 Seiten, über 200 meist farbige Fotos und Reproduktionen, **27,50 €**

1957, im Alter von 16 Jahren, vertrat Rainer Eisfeld den SFCD beim SF-Worldcon in London. Er brachte die *SF Times* nach Deutschland, übersetzte Romane von Asimov, van Vogt, Jack Williamson, Henry Kuttner, war aktiv im Fandom jener Jahre, schrieb darüber später das Standardwerk *Die Zukunft in der Tasche*. Als Professor für Politikwissenschaft an der Universität Osnabrück engagierte er sich vielfältig, verfasste u. a. das Buch *Mondsüchtig* (1996) über die Verwicklung der Peenemünder V 2-Ingenieure in das Sklavenarbeitsprogramm des NS-Regimes. Der hier vorgelegte Band zeichnet als farbiges, anschauliches Zeitdokument mit einer Vielfalt von Dokumenten und Texten Eisfelds Lebensweg nach.

Heinz J. Galle

Erlebte Vergangenheit und gestaltete Zukunft

Erinnerungen eines Freundes der populären Medien an seine Kindheit unterm Hakenkreuz und den Weg ins 21. Jahrhundert

Paperback, 213 Seiten, 125 Illustrationen, **17,50 €**

Heinz Jürgen Galle, der 1936 geborene engagierte Sammler, Herausgeber und Lexikograf auf dem Gebiet der populären Unterhaltungsliteratur, hat die Ergebnisse seiner langjährigen „Streifzüge durch über 100 Jahre populäre Unterhaltungsliteratur“ in mehreren Büchern und zahlreichen Aufsätzen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Dabei ist an vielen Stellen schon angeklungen, dass sein deutliches Interesse an dieser Art der Literatur vor dem Hintergrund von Erfahrungen während seiner Kindheit und Jugend im Kriegs- und Nachkriegsdeutschland zu sehen ist. In der Neuauflage vertieft der Autor nun die prägenden Erinnerungen an seine Kindheit mit den Stationen Berlin, Spremberg und Bahrdorf in der Zeit von 1936 bis 1950.



65 Jahre PRFZ Perry Rhodan



Der JubiläumsCon

Feiere mit der
PERRY RHODAN-
FanZentrale auf den
6. PERRY RHODAN-Tagen

vom 04.09.2026 bis 06.09.2026
im Jugendzentrum Mühle in
Braunschweig

Mit freundlicher Unterstützung des
Vereins Phantastika Raum und Zeit e.V.



Ehrengäste:

Arndt Ellmer, Dr. Florian F. Marzin,
Rüdiger Schäfer, Michelle Stern, Marie
Erikson, Hermann Ritter, Olaf Brill,
Klaus Bollhöfener, Dietmar Schmidt,
Adnan Turan, Patrick A. Kompio,
Gregor Sedlag, Lucy Guth, Stefan
Pannor, Thorsten Schweikard,
Maikel Das u. v. a.

STARDUST

Ticketpreise:

bis 31.5.2026	beide Tage	Samstag	Sonntag
Mitglieder	13,30 €	9,30 €	5,30 €
Normalpreis	26,60 €	18,60 €	10,60 €

bis 31.7.2026			
Mitglieder	21,30 €	16,00 €	10,60 €
Normalpreis	32,00 €	24,00 €	16,00 €

Tageskasse			
Mitglieder	27,00 €	21,00 €	12,00 €
Normalpreis	39,00 €	31,00 €	17,00 €



Anmelden unter
www.prfz.info